Göttingen Series in
Social and Cultural Anthropology

Artur Bogner
Gabriele Rosenthal

KindersoldatInnen im Kontext

Biographien, familien- und kollektivgeschichtliche Verläufe in Norduganda



Universitätsverlag Göttingen

Artur Bogner/Gabriele Rosenthal
KindersoldatInnen im Kontext

erschienen als Band 13 in der Reihe „Göttinger Reihe zur Ethnologie –
Göttingen Series in Social and Cultural Anthropology“
im Universitätsverlag Göttingen 2018
Diese Reihe ist eine Fortsetzung der „Göttinger Beiträge zur Ethnologie“

Artur Bogner
Gabriele Rosenthal

KindersoldatInnen im Kontext

Biographien, familien- und kollektivgeschichtliche Verläufe in Norduganda

Band 13

Göttinger Reihe zur Ethnologie –
Göttingen Series in Social and Cultural Anthropology



Universitätsverlag Göttingen
2018

Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

Dieses Buch ist auch als freie Onlineversion über die Homepage des Verlags sowie über den Göttinger Universitätskatalog (GUK) bei der Niedersächsischen Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen (http://www.sub.uni-goettingen.de) erreichbar.

Satz und Layout: Steffen Herrmann
Titelabb.: Lord's Resistance Army rebels 'forcing civilians to join them'
Bildnachweis: epa european pressphoto agency b.v. über Shutterstock.com

http://univerlag.uni-goettingen.de
ISBN: 978-3-86395-377-5
DOI: https://doi.org/10.17875/gup2018-1122
eISSN: 2512-6881

Inhalt

Vorwort

Dieter Neubert

Konfliktforschung ist gerade in Bezug auf Afrika immer wieder mit den sogenannten asymmetrischen oder dezentralen Konflikten konfrontiert, an denen nicht nur organisierte Armeen, sondern auch Rebellengruppen, Milizen, Warlords und andere halb-formalisierte Kampfeinheiten beteiligt sind, wobei die Zwangsrekrutierung zumeist durch Entführung von Minderjährigen als „Kindersoldaten", besser „KindersoldatInnen",[1] ein weit verbreitetes Phänomen ist. Oftmals agieren verschiedene Gruppen in der gleichen Region und die Mitglieder der Rebelleneinheiten wechseln mitunter mehrmals den Status von Zivilisten zu Kombattanten und zurück. Gerade die Zwangsrekrutierten sind zudem Opfer und Täter zur gleichen Zeit. Diese Konflikte werden als „Bürgerkrieg" nur unzureichend beschrieben. Zwar finden die Kämpfe innerhalb eines Landes – oder mehrerer Länder – statt und zielen zumindest zum Teil auf den Sturz einer Regierung, wie in einem Bürgerkrieg. Aber die Kategorien von „Freund" und „Feind" verschwimmen. Die Leidtragenden sind vor allem Mitglieder der Zivilbevölkerung, die Ziel der Angriffe sowohl der „Rebellen" (hier verstanden als Oberbegriff für alle Nicht-Regierungseinheiten unabhängig von ihren konkreten Zielen) als auch der Regierungstruppen sind. Die „Rebellen" kämpfen oft auch in ihrer Heimatregion, die sie zu „befreien" beanspruchen, und bedrohen damit gleichermaßen wie die Regierungstruppen auch die „eigene" Zivilbevölkerung, die sich zumindest teilweise trotz dieser Angriffe mit den „Rebellen" identifiziert. Die Formen des Kampfes bewegen sich in der Regel weit außerhalb der Genfer Konvention und die Auseinandersetzungen führen zu einer Vielzahl von Gewalttaten, die als

---

[1] Treffender ist die geschlechtsneutrale Bezeichnung. Denn die Zwangsrekrutierung betrifft sowohl Jungen wie Mädchen – mit mitunter variierenden Rollen innerhalb des Kampfverbandes.

Kriegsverbrechen anzusehen sind, entweder durch unkontrollierte Einzeltäter oder kleine Kämpfergruppen, aber auch als Teil einer bewussten, auf Demoralisierung oder Einschüchterung zielenden Kampfstrategie.

Vor diesem Hintergrund der oft unüberschaubaren Konfliktlinien sind die gängigen diplomatischen Formen von Friedensschlüssen kaum zielführend. Wenn es nicht einer Konfliktpartei gelingt, die andere(n) zu besiegen beziehungsweise zu vertreiben und so ihre Friedensordnung gewaltsam durchzusetzen, sind oft komplizierte Verhandlungslösungen auf mehreren Ebenen notwendig, an denen sowohl lokale und nationale als auch oft internationale Akteure beteiligt sind (Lederach 1995). In allen Fällen, die zum Ende der Kampfhandlungen führen, sei es durch den Sieg einer Partei, Verhandlungslösungen oder Ermattung der Kampfeinheiten beziehungsweise verschiedene Kombinationen davon, stellt sich die Frage des Umgangs mit den Kombattanten und den von ihnen begangenen Gewalttaten oder Kriegsverbrechen. Schon hierbei besteht ein Spannungsverhältnis zwischen dem Versuch, die kämpfenden Einheiten zum Verzicht auf Gewalt zu bewegen, und dem berechtigten Anspruch, Kriegsverbrechen zu bestrafen. Konfliktbewältigung ist in der Praxis oft nur mit dem Versprechen einer Amnestie und Anreizen für die Rebellen einschließlich der Aussicht auf ein attraktives Leben nach dem Konflikt möglich, was mit dem berechtigten Anspruch auf Bestrafung und Gerechtigkeit kollidiert. Regierungstruppen gehen entweder davon aus, dass alle ihre Aktionen und Taten legitim waren und deshalb vor Strafverfolgung geschützt sind, oder fordern im Falle von Verhandlungen gleichermaßen eine Amnestie ein. Diese Erwartungen an die Akzeptanz einer Friedensregelung erlauben in der Praxis zumeist nur „zweitbeste", aber eben deshalb realistische und umsetzbare Lösungen (Bogner / Neubert 2013b).

Eine wesentliche Aufgabe nach der Beendigung der Kampfhandlungen ist der Wiederaufbau. Zugleich sind die Konflikt- und Gewalterfahrungen und die vielfältigen Gräueltaten in Erinnerung, aber auch durch ihre physischen sowie sozialen und psychischen Folgen bei den Opfern omnipräsent. Damit stellt sich die Frage, wie mit dem Täter-Opferverhältnis und insbesondere mit den Opfern umgegangen wird. Es geht um die Kompensation, Unterstützung und Betreuung der Opfer, aber auch um den Umgang mit den Tätern. Neben der Frage, mit welchen Konzepten diese Aufgaben bewältigt werden können, stellt sich oft ein fundamentaler Konflikt ein. Täter sind oft unbekannt oder können nicht identifiziert werden und besonders im Falle der weitverbreiteten Zwangsrekrutierungen sind die Täter als Zwangsrekrutierte wiederum selbst Opfer.

Wenn die Täter nicht bestraft werden (können), weil nur eine Amnestie das Ende der Kampfhandlungen ermöglicht hat, oder weil sie nicht eindeutig zu identifizieren sind, muss in einer geeigneten Weise die Reintegration der potenziellen oder identifizierten Täter erfolgen. Das ist in jedem Fall mit extremen Herausforderungen verbunden. Auch in Fällen, in denen Täter zu Haftstrafen verurteilt wurden, wie beispielsweise bei einer Vielzahl von Beteiligten am ruandischen Genozid, wird die Frage der Reintegration nach Beendigung der Haft virulent.

In der Regel wird erwartet, dass sie zu ihren Familien zurückkehren. Als KämpferInnen für ihre Gruppe meinen sie eine gewisse Anerkennung beziehungsweise Respekt oder zumindest Verständnis erwarten zu können. Als potenzielle oder identifizierte Mitwirkende bei Angriffen auf die Zivilbevölkerung sind sie jedoch TäterInnen, die Bestrafung verdienen oder zumindest eben keinen Respekt oder Anerkennung erwarten können beziehungsweise wird ihnen mit entsprechenden ambivalenten Gefühlen begegnet. Zudem kann das Wissen um die oft langjährige Gewaltausübung auch ein Gefühl der Angst und Unsicherheit im Umgang mit ihnen hervorrufen.

Die politischen und gesellschaftlichen Folgen dieser Prozesse sind inzwischen zu einem wichtigen Forschungsfeld geworden. Dies war auch das Thema von Projekten von Artur Bogner und mir, besonders im Blick auf die Post-Konfliktsituationen in Nord-Ghana und in der ugandischen Region West Nile (Bogner/Neubert 2012, 2013b; Bogner/Rosenthal 2012, 2016).

Die empirische Arbeit machte jedoch deutlich, wie wenig wir über die kleinräumlichen, familiären und individuellen Prozesse wissen, die in diesen Post-Konfliktsituationen ablaufen. Die größten Widersprüche betreffen beim Prozess der Reintegration die minderjährigen, zwangsrekrutierten KämpferInnen, die zugleich TäterInnen und Opfer sind. Die grundsätzlichen Spannungen zwischen Kombattanten und Zivilbevölkerung und die unklaren Zuordnungen zu Tätern und Opfern bei den Zwangsrekrutierten sind weder überraschend noch neu (Conteh-Morgan 2013; Honwana 2006; Lakeberg Dridi 2004; Peters 2005). Es wird vielmehr erwartet, dass sie durch betreute Reintegrations- und Versöhnungsmaßnahmen aufgefangen werden können. Deren Bedeutung und Leistungsfähigkeit wird allerdings kaum unabhängig untersucht. Entsprechende Studien entstehen zumeist im Umfeld der dort aktiven humanitären Organisationen und NGOs, beziehungsweise die Studien sind mit der nachträglichen Aufarbeitung der Konflikte und der Würdigung oder Verteidigung der Anliegen der Konfliktparteien verbunden.

Was dabei häufig zu kurz kommt oder völlig ignoriert wird, sind die Mikroprozesse. In unserer Forschung zum Post-Konfliktprozess in West Nile wurde anhand einzelner biographischer Interviews deutlich, dass dies nicht befriedigend als Bestandteil einer breiter angelegten Studie zu verfolgen ist, sondern sowohl thematisch wie methodisch eine Neuorientierung und Konzentration auf diese Thematik erfordert. Dies war der Hintergrund für ein neues Forschungsprojekt, zu dem auch Gabriele Rosenthal gewonnen werden konnte, die über einschlägige methodische und thematische Erfahrungen verfügt und durch eine vorangegangene, noch lockere erste Kooperation auch bereits das Feld kannte. Die Ergebnisse dieses Nachfolgeprojekts bilden die Grundlage für den vorliegenden Band.

Um dem neuen Thema besser gerecht zu werden, entschieden wir uns, die Forschung in der Nachbarregion in Norduganda durchzuführen, die das zentrale Operationsgebiet der „Lord's Resistance Army" (LRA) war. Die LRA unter ihrem charismatischen Führer Joseph Kony war schon lange gewissermaßen zu einer Ikone für die brutale Kriegsführung in dezentralen Konflikten und die damit verbundene Zwangsrekrutierung von KindersoldatInnen und deren umfangreichen Missbrauch

geworden. Die militärischen Aktivitäten der LRA in Uganda sind seit über 12 Jahren beendet und Konys Kämpfer wurden teilweise dezimiert und aus Uganda verdrängt. Soweit man weiß, bewegen sich die Reste der LRA in den gewaltoffenen Räumen der Demokratischen Republik Kongo und von Zentralafrika. Seither gibt es nur noch vereinzelte Berichte über deren fortgesetzte Gewalttaten, was unter anderem die Folge der Unzugänglichkeit dieser Regionen für JournalistInnen ist. Die Zwangsrekrutierung von KindersoldatInnen durch Warlords und Rebellen war und ist weit über die LRA hinaus häufige Praxis in dezentralen Konflikten. Insofern sind die in diesem Buch untersuchten Reintegrationsprozesse auch von größter Bedeutung für frühere Konflikte wie in Mosambik, Angola, Liberia und Sierra Leone, aber auch für die andauernden Konflikte wie zum Beispiel in der Demokratische Republik Kongo oder der Zentralafrikanischen Republik.

Die frühere Bedrohung durch die LRA in Uganda ist verbunden mit Bildern von Kindern, die über Nacht aus ihren Gehöften in bewachten Einrichtungen (Schulen, Gemeindezentren usw.) Schutz und Sicherheit suchen, um dem Zugriff der LRA zu entgehen. Vor nicht allzu langer Zeit wurden entsprechende Bilder und Videos für eine Medienkampagne genutzt, die implizierte, dass die LRA noch in Uganda aktiv sei. Dies bestätigte noch einmal eindrucksvoll, welchen Schrecken die LRA verbreitete. Gerade weil die LRA eine besondere traurige Berühmtheit erlangt hat, gibt es ein durchaus erhebliches wissenschaftliches Interesse an der LRA sowie an den Post-Konfliktprozessen in Acholiland in Norduganda, dem früheren Operationsgebiet der LRA (vgl. Kapitel 2.3). Entsprechende Studien zur Situation und Reintegration der vormaligen RebellenkämpferInnen begleiteten den eher kurzen Boom auf Post-Konfliktbewältigung spezialisierter NGOs in Norduganda, die inzwischen zu einem beträchtlichen Teil ihre Projekte beendet haben und mittlerweile an anderer Stelle tätig sind. Trotz der vielfältigen Berichte, diverser Studien und Erfolgsmeldungen weiß man erstaunlich wenig über die Prozesse der Entführungen und die Wahrnehmung dieser Prozesse durch die (inzwischen meist erwachsenen) zwangsrekrutierten KindersoldatInnen. Ebenso durchdringen die Informationen zum konkreten Umgang der Gesellschaft und der Familien mit RückkehrerInnen und deren Erfahrungen kaum die Oberfläche alltäglicher Beobachtungen. Dies liegt nur zum Teil am fehlenden Interesse, viel wichtiger ist, dass der Zugang zu diesem Feld eben nicht durch die gängige routinierte Interviewforschung, sei es mit standardisierten Erhebungen oder Leitfadeninterviews, ausreichend möglich ist. Eine wirkliche Annäherung an Erinnerungen, damit verbundene Empfindungen und die widersprüchliche Wiedereingliederung erfordert ein sowohl hoch sensitives als auch geduldiges Vorgehen und einen entsprechenden methodischen Zugang. Gabriele Rosenthal und Artur Bogner dringen in dieses Feld vor mit der Methode biographischer Tiefeninterviews, die zugleich mehrere Familienangehörige erfassen. Dies erlaubt, die wechselseitigen Beziehungen und Deutungen von KindersoldatInnen und ihren Angehörigen gemeinsam und mehrperspektivisch zu analysieren. Die zum Projekt gehörende Datenerhebung wurde, wenn man Pilotstudien einschließt, in fünf gemeinsamen Feldaufenthalten und in vielen Monaten durchgeführt. Erst die wiederkehrenden Interviews und das

damit langsam erarbeitete und stetig vertiefte Vertrauen erlauben schließlich eine wirkliche Annäherung an die Erinnerung und Gefühle und das aktuelle Befinden der Beteiligten.

Damit erschließen sie einen für den Kontext afrikanischer Bürgerkriege einzigartigen Zugang. Sie eröffnen nicht nur eine beängstigend eindrucksvolle Schilderung der traumatisierenden Erfahrungen der KindersoldatInnen, sondern erschließen auch die offenen und noch vielmehr die verdeckten Spannungen, Widersprüche und Ambivalenzen des Verhältnisses der zurückgekehrten ehemaligen KindersoldatInnen zu ihren oftmals von ihnen tief entfremdeten Familienangehörigen und Nachbarn. Schließlich rekonstruieren sie auch die Strategien, mit denen ehemalige KindersoldatInnen Stigmatisierungen durch Unsichtbarkeit und oft bedingungslose Anpassung an die jeweiligen Fremdzuschreibungen zu vermeiden versuchen. Mit diesen Einblicken wird eine wichtige Lücke der Post-Konfliktforschung in Afrika geschlossen.

Bayreuth, Mai 2018

1 Einleitung

Artur Bogner & Gabriele Rosenthal

Der vorliegende Band konzentriert sich auf ehemalige, zurückgekehrte KindersoldatInnen der sogenannten „Lord's Resistance Army" (LRA) in Norduganda und ihre Reintegration in den öffentlichen, beruflichen und familialen Alltag nach ihrer Rückkehr ins zivile Leben. Die empirische Grundlage der folgenden beiden, zunächst relativ unabhängig voneinander entstandenen Beiträge (Kapitel 2 und 3) sind ethnographische und biographische Interviews, Expertengespräche, Gruppendiskussionen und teilnehmende Beobachtungen, die von Artur Bogner und Gabriele Rosenthal im Kontext von zwei DFG-geförderten Forschungsprojekten über lokale Friedens- und Nachkriegsprozesse in Uganda zwischen 2009 und 2017 durchgeführt wurden.[1]

Die LRA ist eine circa 1987 in Norduganda gegründete bewaffnete Gruppierung oder Rebellengruppe, deren Führung ihr Handeln mit messianischen, endzeitlichen Vorstellungen und Begriffen begründet, die großenteils der christlichen Überlieferung entstammen, teilweise aber auch in der Lokalreligion oder Lokalkulten dieser Region wurzeln. Ihr charismatischer Führer Joseph Kony beansprucht für sich den Besitz von paranormalen („übernatürlichen") Fähigkeiten. Bekannt geworden ist die LRA vor allem durch die Zwangsrekrutierung von Zehntausenden Kindern und

[1] A) „Konfliktregulierung und Postkonfliktprozesse in Ghana und Uganda", 2009–2012 (DFG-Geschäftszeichen: NE 640/3-1;B) „Kindersoldat(inn)en im Kontext. Biographien, familien- und kollektivgeschichtliche Verläufe in Norduganda", 2014–2017 (DFG-Geschäftszeichen: NE 640/7-1/2). Der Projektleiter war Dieter Neubert, Universität Bayreuth. Katharina Teutenberg arbeitete bei der Auswertung der geführten Gruppendiskussionen (vgl. Kapitel 2) und Josephine Schmiereck bei der Auswertung der Interviews (vgl. Kapitel 3) und beide als Mitverfasserinnen der entsprechenden Kapitel mit.

Jugendlichen, die als KindersoldatInnen rekrutiert und (im Fall der Mädchen oder Frauen) zur „Heirat“ mit Mitgliedern der Rebellengruppe gezwungen wurden. Sie ähnelt in der Verbindung von „religiösen“, messianischen Vorstellungen mit militärischen und bewaffneten Aktionen sowie mit dem Einsatz von KindersoldatInnen und versklavten Mädchen den jüngeren, in den letzten Jahren bekannt gewordenen sogenannten Terrormilizen Boko Haram und Islamischer Staat. Die LRA hat im zentralen Norden von Uganda, insbesondere in Acholiland, zwischen 1987 und 2006 circa 24–66.000 Jungen und Mädchen entführt (die Schätzungen gehen hier nach oben hin auseinander). Die große Mehrheit von ihnen war zum Zeitpunkt der Entführung unter 18 und überwiegend 10 bis 14 Jahre alt. Bis 2006 drang die LRA ins nördliche Uganda und vor allem in die zum (früheren) Distrikt Acholiland gehörenden Gebiete ein, überfiel Gehöfte, plünderte sie, verübte etliche Massaker und entführte Kinder und Jugendliche. Ihre KämpferInnen zwangen auch ältere ZivilistInnen und Kinder unter 10 Jahren zwecks Transport des Beuteguts für etliche Tage mit ihnen mitzugehen. Sie töteten ZivilistInnen und gezielt Familienangehörige von Entführten, teilweise als Bestrafung für Fluchtversuche, und verwüsteten deren Gehöfte.

Vielen dieser Entführten gelang erst nach vielen Jahren die Flucht. Oft waren die Geflohenen mittlerweile erwachsen, inzwischen zwangsverheiratet und brachten eigene Kinder mit. Die Flucht geschah fast immer unter extrem lebensbedrohlichen Bedingungen und führte ein hohes Risiko von Gräueltaten als Vergeltungsakten gegen sie und ihre Familien mit sich. Das in der Regel *individuelle* Entkommen aus der LRA erfolgte häufig im Kontext einer schweren Verwundung, einer aussichtslosen Gefechtssituation oder der Gefangennahme durch Regierungskräfte beziehungsweise deren Verbündete. Nicht selten war es zugleich verknüpft mit der Rettung vor einer Exekution (sei es wegen Transportunfähigkeit oder interner Konflikte und Spannungen). Die Rückkehr, Flucht oder Desertion erfolgte oft spontan, anlässlich einer ungeplanten Trennung von den MitkämpferInnen, dem Kommandeur der eigenen Kampfeinheit oder dem zwangsverheirateten Ehepartner, zu denen sich bei manchen im Lauf der Zeit eine enge Beziehung aufgebaut hatte. Der Ausstieg war selten langfristig geplant und meistens nicht mit Kameraden abgesprochen – soweit man in diesem Kontext von „Kameraden“ sprechen kann. So erzählten die ehemaligen KindersoldatInnen in den Interviews immer wieder davon, wie gefährlich es war, im „Busch“ Freundschaftsbeziehungen mit anderen einzugehen, weil man dadurch in die Gefahr geriet, mit den eigenen unerlaubten Absichten oder Wünschen von diesen verraten zu werden oder umgekehrt deren Geheimnisse zu verraten sowie hernach vielleicht selbst diese als deren Freund (und gegebenenfalls zur eigenen Entlastung) ermorden zu müssen oder umgekehrt aus analogen Gründen von diesen ermordet zu werden.

Vor dem Hintergrund dieser extrem belastenden und häufig extremtraumatisierenden Erlebnisse beziehungsweise Lebensphasen war es für uns erstaunlich, wie leicht der Feldzugang war. Wir kamen problemlos mit den Ex-RebellInnen ins Gespräch und es entstanden intensive Beziehungen über die Jahre. Dies ist auch dem

Umstand geschuldet, dass wir uns auf wenige Interviewte konzentrierten, die wir in mehreren Feldaufenthalten immer wieder aufsuchten. Dies erleichterte uns auch den Zugang zu ihren Angehörigen in sowohl den Herkunfts- als auch Gründungsfamilien. Dabei wurde unter anderem deutlich, wie sehr unsere Interviewten es schätzten, dass wir sie wiederholt aufsuchten. Vor allem zu den interviewten Ex-RebellInnen, von denen wir einzelne schon aus dem ersten der beiden erwähnten Projekte seit 2011/2012 kannten, entwickelte sich mit der Zeit eine deutliche Vertrauensbeziehung. Es ist vielleicht nützlich, an dieser Stelle darauf hinzuweisen, dass in manchen Fällen wesentliche Teile und Aspekte der betreffenden Lebensgeschichten und Lebensumstände erst bei späteren Gesprächsterminen von den Befragten thematisiert oder erwähnt wurden, teilweise sogar in Abweichung von der Selbstdarstellung beim ersten Interviewtermin. Schon deshalb sollte Datenmaterial, das mittels Befragung an einem einzigen Termin erhoben wurde, grundsätzlich mit großer Skepsis behandelt werden.

An dieser Stelle ist zu vermerken, dass wir in gewisser Weise eine parteiische Haltung gegenüber den Ex-KindersoldatInnen einnahmen und zwar in dem Sinne, dass wir nur von ihnen vermittelte oder gewünschte Gespräche mit deren Angehörigen führten. In den Familiengesprächen, bei denen die Ex-RebellInnen anwesend waren, achteten wir auf deren Stabilität und unsere Gesprächsführung orientierte sich daran, dass dieser Dialog ihre Position in ihrem sozialen oder familialen Umfeld nicht schwächte, sondern eher stärkte. Wie zwingend notwendig dies war, zeigte sich insbesondere an zwei Familien, zu denen die Ex-RebellInnen seit ihrer Rückkehr kaum oder keinen Kontakt haben und die wenig oder keine Empathie für die Zurückgekehrten zeigen. In solchen Fällen ist nicht nur die Rücksicht auf die physische und psychische Verfassung der Befragten ein zentrales Thema für Forschungsmethodik und -ethik, ebenso sind die Wirkungen der Forschungsaktivitäten auf die Positionierung(en) der Beforschten in ihren familialen und sonstigen sozialen Figurationen, besonders in ihrem lokalen Umfeld, zu berücksichtigen. Dieses lokale Umfeld ist unter den typischen Lebensbedingungen nicht nur im ländlichen Afrika unter anderem deshalb für Individuen extrem wichtig, weil Landbesitz und eigene landwirtschaftliche Aktivität hier meist eine wesentliche Rolle als ökonomische Existenzgrundlage spielen – durchaus auch für die meisten Menschen, die in den Städten leben. Ein anderer Grund ist, dass Familien, verwandtschaftliche und nachbarschaftliche Verbände oder Netzwerke diejenigen Funktionen erfüllen, die in den reicheren Wohlfahrtsstaaten Krankenversicherung, Rentenversicherung, Arbeitslosenversicherung, Pflegeversicherung und staatliche Sozialhilfeleistungen zu einem wichtigen Teil oder vorwiegend übernommen haben.

An dieser Stelle möchten wir uns bei allen Menschen in Uganda bedanken, die zu einem Gespräch mit uns bereit waren und uns Einblicke in ihr Leben und ihre oft so leidvolle Geschichte gewährten. Ohne sie wäre unsere Forschung nicht möglich gewesen. Ebenso möchten wir uns bei allen KollegInnen bedanken, die uns während dieser Jahre intensiv in unserer Forschung unterstützt haben. Bei unseren Feldaufenthalten 2012 und 2014/2015 unterstützte uns Geoffrey Okello (Koch

Goma) als Dolmetscher und Feldassistent. Da er wegen einer langen und erfolgreichen Berufslaufbahn in der lokalen Zivilgesellschaft Gulus (insbesondere in der Dachorganisation der hiesigen NGOs) mit vielen für unsere Forschung relevanten Fragen und den entsprechenden „Schlüsselakteuren" vertraut beziehungsweise „vernetzt" war, war er uns eine ausgesprochen große Hilfe. Dafür gilt unser ausdrücklicher Dank. Aufgrund seiner beruflichen Belastung während der Zeit der Feldaufenthalte 2015 / 2016 und 2017 konnte er nicht mehr die Feldassistenz übernehmen. Deshalb vermittelte er uns George Ochan, arbeitete ihn in die Arbeit ein und stellte ihn den bisher interviewten Personen für weitere Befragungen vor. G. Ochan übernahm bei den zwei folgenden Feldaufenthalten die Rolle des Feldassistenten und Dolmetschers; auch ihm gilt unser Dank für seine kompetente Mitarbeit. Ebenso gilt unser Dank Droma Geoffrey, der für uns als Feldassistent in West Nile von 2009 bis 2012 gearbeitet hatte und in Acholiland die ersten Kontakte vermittelte sowie uns bei den ersten Interviews mit Experten aus administrativen Kontexten, die auf Englisch geführt werden konnten, begleitete.

Josephine Schmiereck und Katharina Teutenberg unterstützten uns in ausgesprochen kompetenter und engagierter Weise bei der Auswertung unseres umfangreichen Datenmaterials und beteiligten sich auch bei der Abfassung der folgenden Beiträge. Ganz ausdrücklich sei ihnen an dieser Stelle dafür gedankt. Friederike von Ass und Sabine Hillebrecht gilt unser Dank für die sorgfältigen Korrekturen.

Besonders möchten wir auch darauf hinweisen, dass Dieter Neubert uns als Projektleiter in all den Jahren sowohl mit seinem fachlichen Rat stets unterstützte als auch gewähren ließ, die Forschung nach unseren Vorstellungen durchzuführen.

Ebenso möchten wir uns für die Unterstützung unserer Forschung in Uganda bei David L. Kibikyo bedanken, der uns seit unserem ersten Aufenthalt 2009 in Uganda immer wieder beraten und auch institutionell weitergeholfen hat.

Im Folgenden werden wir die biographischen Verläufe von Ex-KindersoldatInnen vor, während und nach ihrer Entführung diskutieren, uns mit der Frage beschäftigen, wie sie ins zivile Leben zurückfanden, sowie welche Beziehungsstrukturen oder Figurationen sich zwischen ihnen und den in Acholiland lebenden ZivilistInnen sowie mit ihren Herkunftsfamilien beobachten lassen. Während wir uns hier zunächst auf diese Figurationen nach der Rückkehr der entführten Ex-RebellInnen konzentrieren (Kapitel 2), werden im Weiteren (Kapitel 3) die Biographien von drei zurückgekehrten KindersoldatInnen vorgestellt und vor allem wird die Frage diskutiert, welche (lebensweltlichen) Bedingungen nach ihrer Rückkehr ein Wiedereinfinden ins zivile Leben erleichterten oder erschwerten.

Berlin, Mai 2018

2 Prozesse der Annäherung und Distanzierung: ZivilistInnen und Ex-RebellInnen der Lord’s Resistance Army

Artur Bogner, Gabriele Rosenthal & Katharina Teutenberg

2.1 Einleitung: Der blockierte Dialog zwischen ZivilistInnen und Ex-RebellInnen

„What prevented you from escaping?“ Diese Frage stellte ein Zivilist, ein Bauer aus einem Dorf in Acholiland, in einem von Artur Bogner und Gabriele Rosenthal durchgeführten Workshop zur Begegnung von ZivilistInnen und Ex-RebellInnen der Lord’s Resistance Army in Gulu (Norduganda) im Juni 2017 an die anwesenden sechs Ex-KindersoldatInnen (die von der LRA langfristig entführten Frauen beziehungsweise Mädchen waren meistens auch Soldatinnen). Diese Aufforderung zu einer Erklärung für ihre nicht früher erfolgte Flucht aus der LRA stand offenbar im Zusammenhang damit, dass die anwesenden Ex-RebellInnen auf eine ebenfalls von einer Zivilistin explizit gestellte Frage angegeben hatten, wie lange sie im „Busch“ waren – wie es von der lokalen Bevölkerung genannt wird. Die Antworten reichten von vier bis zu 16 Jahren. Für weniger informierte LeserInnen mögen diese Fragen und der dabei mitschwingende Vorwurf relativ gut nachvollziehbar sein. So könnte man meinen, dass zum Beispiel während der Zeit einer meist oder sehr häufig erzwungenen Mitgliedschaft von bis zu 16 Jahren bei der LRA und besonders in späteren Jahren – und dann oft längst nicht mehr im Alter eines Jugendlichen – eine Flucht aus der Rebellengruppe wohl irgendwann hätte möglich sein können. Überdies hatten die ZivilistInnen auch durchaus häufig die Rückkehr von anderen ZivilistInnen erlebt, die von den Rebellen zum Lastentragen oder Ähnlichem gezwungen und dafür nur kurzfristig entführt wurden ebenso wie die von ehemaligen RebellenkämpferInnen, die im Alter von über 14 Jahren zwangsrekrutiert worden waren und danach relativ bald der Rebellenarmee entkommen konnten.

Dennoch wirken diese Fragen erstaunlich, wenn wir berücksichtigen, dass der Fragende selbst vermutlich die Überfälle der LRA auf die Dörfer in seiner Region, die gewaltsame Entführung von teilweise sehr jungen Kindern und Jugendlichen unter oft sehr blutigen und grausamen Umständen erlebt hatte, und wie auch die anderen fünf anwesenden ZivilistInnen vermutlich wusste, wie lebensbedrohlich eine Flucht beziehungsweise „Desertion" für die Entführten und für deren Familien war, da ihnen immer wieder für diesen Fall eine grausame Rache der Rebellen angedroht worden war (vgl. auch Hollander 2010: 34). Auf die Frage antwortete eine Ex-Rebellin, die wir Isabelle nennen,[1] und erklärte, gerade wenn man nicht mehr in Uganda gewesen war, sondern zum Beispiel im Gebiet der DR Kongo, dann hätte man kaum allein den Weg zurückfinden können. Und Maria, die wie Isabelle bei der LRA zwangsverheiratet worden und mit einem Sohn zurückgekommen war,[2] erzählte daraufhin, dass ihr in die Beine geschossen worden war und sie lange Zeit überhaupt nicht laufen konnte. Deshalb war an eine Flucht damals gar nicht zu denken, erklärte sie.

Wie insgesamt in diesen Frage-Antwort-Dialogen, die von Artur Bogner und Gabriele Rosenthal initiiert worden waren, schwingen hier von beiden Seiten subtile und häufig nicht explizit ausgesprochene Vorwürfe mit. Während auf der manifesten Ebene der Aussagen die ZivilistInnen sich sehr bemühten, Verständnis für die Ex-RebellInnen zu zeigen, waren immer wieder Verdächtigungen und Anklagen zwischen den Zeilen spürbar. Vor allem war der Dialog davon geprägt, dass die Ex-RebellInnen sich durchweg rechtfertigten. So auch auf die Frage einer anderen Zivilistin an die Ex-RebellInnen, ob sie denn das, was sie in diesem Workshop, in Kleingruppen, aus ihrer Zeit bei der LRA erzählten, auch schon ihren Eltern erzählt hätten. Hierauf erwiderte Isabelle, die aufgrund der Diskriminierung ihrer Kinder vom Dorf in die Stadt gezogen ist, zunächst mit leicht aggressivem Unterton, dass sie mit ihren Eltern nach der Rückkehr nicht über die Zeit im „Busch" sprechen konnte und erzählte dann Folgendes:

> "I couldn't tell my mother, because when I came back, several neighbors were coming with several other things to my mother, they even asked her, 'you can sit, you can sleep with your daughter in the same house, she can even turn and kill you'. And my mother became so afraid of me that I could even kill her, that is why I became so humble, I will not tell her **anything** of what happened in the bush."[3]

---

[1] Alle in diesem Beitrag genannten Namen und weitere Personenangaben sind aus Gründen des Datenschutzes maskiert beziehungsweise zum Teil auch leicht verändert. Wir führen im Folgenden nur die Ex-RebellInnen und nicht die ZivilistInnen mit Decknamen ein, da wir auf die Biographien der Entführten im folgenden Text und auch im nächsten Beitrag noch ausführlicher eingehen werden.

[2] Zur ausführlichen Diskussion ihrer Biographie siehe Kapitel 3.

[3] Alle Zitate aus dem Workshop sind die Übersetzungen vom Luo ins Englische von unserem Feldassistenten George Ochan und sind nicht von uns korrigiert worden. Vgl. hierzu die Transkriptionszeichen im Anhang.

Wie sehr die Ex-RebellInnen sich unter Anklage fühlten, zeigte sich auch an einer ihrer Fragen an die ZivilistInnen. So wurde zum Beispiel wiederholt gefragt, ob diese denn akzeptieren würden, dass sie entführt worden waren und weder freiwillig mit den Rebellen mitgegangen noch freiwillig bei ihnen geblieben waren. Die erste Antwort von einem schul- und universitätsgebildeten Zivilisten, einem Lehrer aus Gulu, auf die Frage „do you really accept that we were just abducted?“ lautete wie folgt: „I do agree that most of you, were abducted.“ Es folgten längere Argumentationen der ZivilistInnen, in denen sie erklärten, dass das für die *Anwesenden* gelte; davon ausgenommen wären jene, die die Rebellion begonnen hätten. Hier stimmten die Ausführungen zum Thema Zwangsrekrutierung bei den eher „schulbildungsfernen“ DorfbewohnerInnen und den „schul- und universitätsgebildeten“ StädterInnen[4] überein; allerdings mit dem Unterschied, dass die DörflerInnen – obwohl sie im ungefähr gleichen Alter wie die „returnees“ sind – wie aus einer Position von Eltern sprechen. So begann eine Frau aus dem Dorf ihr Statement wie folgt: „My brothers and sisters, but mainly my children“, und erklärte dann, dass es nicht der Wunsch der „returnees“ war, in den „Busch“ zu gehen. Dennoch stand die Anklage wegen der nicht früher erfolgten Rückkehr beziehungsweise Desertion aus der Rebellenarmee weiterhin im Raum. In der Frage von David, der 16 Jahre lang bei der LRA gewesen war, wurde der Zweifel an den Zusicherungen der ZivilistInnen, dass diese die Entführung als Zwangsrekrutierung verstehen, indirekt spürbar:

> “I heard that you appreciate that we were just abducted so this brings me to the question that if you really agree and accept that we were just abducted, why don’t you tell others, who are like you, to understand us that we were just abducted?”

Trotz bis dahin summiert circa zwölf Monaten, in denen Artur Bogner und Gabriele Rosenthal in Norduganda – davon ungefähr fünf in Acholiland – gemeinsam Feldstudien durchführten und insbesondere zahlreiche Interviews mit Ex-KindersoldatInnen oder Ex-RebellInnen, mit deren Familienangehörigen und mit anderen ZivilistInnen führten, waren wir von diesen Fragen von Seiten beider Gruppierungen etwas überrascht. Obwohl wir uns über die Schwierigkeiten im Dialog zwischen beiden Gruppierungen, die von den Ex-RebellInnen erlebten Diskriminierungen, aber auch ihre zurückgehaltenen Aggressionen sowie Ressentiments gegenüber den ZivilistInnen sehr bewusst waren und die psychischen sowie sozial-strukturellen Probleme im Dialog reflektiert hatten, überraschten uns die im Raum stehenden, mal mehr mal weniger explizit formulierten Vorwürfe. Wir hatten nicht damit gerechnet,

[4] Die drei anwesenden ZivilistInnen aus dem Dorf sind alle Bauern beziehungsweise Kleinbauern und haben – wie auch die meisten „returnees“ – höchstens vier Jahre der Primary School besucht und sprechen kein Englisch. Die drei anwesenden ZivilistInnen aus der Stadt haben alle ein Hochschulstudium und sprechen sehr gut Englisch (zum Teil besser als die Lokalsprache Luo), zwei von ihnen arbeiten als Lehrer und ein Zivilist arbeitet in einer internationalen Menschenrechtsorganisation.

dass diese Fragen ungefähr elf Jahre nach dem Rückzug der LRA aus Uganda immer noch gestellt werden und dabei immer noch so ungeklärt und teilweise drängend erscheinen. Ebenso wie wir waren auch die Anwesenden in diesem Workshop überrascht davon, wie neu oder doch relativ neu der von uns und unserem Feldassistenten initiierte wechselseitige Austausch über die erlebte Vergangenheit für alle in der Gruppe war. Sie mussten feststellen, dass sie bisher kaum so intensive Gespräche mit Angehörigen der jeweils anderen Gruppierung hatten. Diese Befunde sind vor allem erstaunlich, da sie trotz der von lokalen „zivilgesellschaftlichen" Organisationen sowie von Regierungs- und Kirchenvertretern und lokalen Politikern geführten Diskurse möglich sind. Diese Diskurse fordern besonders die Versöhnung der Zivilbevölkerung mit den ehemaligen RebellensoldatInnen beziehungsweise KindersoldatInnen ein; und in unterschiedlichen Kontexten – beispielsweise in den Kirchengemeinden – finden zum Teil auch entsprechende Gesprächskreise statt. Die Diskurse in der lokalen Zivilbevölkerung und deren (Meinungs-)Führer betonen sehr häufig, wie ausgeprägt bei den Acholi ihre althergebrachte Kultur der Versöhnung zwischen TäterInnen und Opfern sei, die den „westlichen" oder „modernen" Formen einer strafenden Justiz beziehungsweise Konfliktbearbeitung überlegen sei. In dieser Kultur des Umgangs mit Verbrechen und Gewalttaten stehe – so die Argumentationsfigur – der *Wiederaufbau* der gesellschaftlichen Beziehungen beziehungsweise des gestörten Gleichgewichts zwischen den beteiligen Personen und Menschengruppen im Vordergrund. Dieser Wiederaufbau erfolge auf der Grundlage der überlieferten gemeinschaftsfördernden, eher ‚kollektivistischen' Werte der Acholi, die vorwiegend durch Verhandlungen, Ausgleich und verschiedene Formen der Entschädigung zwischen den Konfliktparteien realisiert werden (sollten). Im Unterschied dazu sei die westliche Form von Justiz, so die Argumentation, hauptsächlich bemüht, die beschädigte gesellschaftliche Ordnung durch die *Bestrafung* der Täter wiederherzustellen.[5]

Die im Workshop gestellten Fragen von den ZivilistInnen überraschen auch deshalb, weil bei den von uns geführten Interviews mit ZivilistInnen, insbesondere jenen, die in den Dörfern lebten, sehr deutlich wurde: Die meisten von ihnen haben die Überfälle der LRA auf ihre Gehöfte im heimatlichen Ort oder auch auf die ZivilistInnen in den von der Regierung eingerichteten Lagern, die brutalen und oft sehr blutigen Entführungen sowie die Ermordung von Angehörigen zurückgekehrter Rebellen auch selbst erlebt. Viele von ihnen wurden oft selbst für kurze Zeit entführt, etwa zum Lastentragen, und dann von den Rebellen laufen gelassen. Viele wissen oder haben selbst erlebt, dass die Kommandeure die entführten Kinder unmittelbar nach der Entführung zur Ermordung von anderen Entführten, Familienangehörigen oder geflohenen und wieder gefangenen KinderrebellInnen zwangen, und dass eine Rückkehr zu den Herkunftsfamilien für diese aufgrund der zumeist

[5] Dabei wird unter anderem ein undifferenziertes Stereotyp der „westlichen" Justiz bemüht und zum Beispiel übersehen, in welchem Maße die langfristigen Prozesse der Pädagogisierung des Strafwesens in den vergangenen 100 Jahren fortgeschritten und Gesichtspunkte der „Resozialisierung" der TäterInnen bei der Bemessung und Gestaltung der Strafen inzwischen dominant geworden sind.

offen angedrohten und auch häufig vollzogenen Racheaktionen der LRA in hohem Maß lebensgefährdend war.

Der mit der Frage einhergehende Vorwurf, dass die ehemaligen KindersoldatInnen nicht früher aus der Rebellengruppe geflohen seien, deutet somit an, wie wenig die ZivilistInnen sich bisher auf die Perspektive der ehemals entführten Kinder einlassen konnten, wie wenig sie bisher – vor allem auch emotional – nachvollziehen konnten oder wollten, was es bedeutete, als Kind unter häufig größte Furcht einflößenden Umständen aus der Familie herausgerissen, zum Töten oder anderen grausamen Taten gezwungen zu werden, sich ständig in Lebensgefahr zu befinden und unter den schwierigsten Bedingungen im „Busch" zu überleben. Wir können annehmen, dass die Übernahme der Perspektive der entführten Kinder und Jugendlichen (die sogenannte „Rollenübernahme") bisher für die meisten Angehörigen der Zivilbevölkerung noch viel zu bedrohlich oder viel zu beängstigend ist. Die Verweigerung der Perspektivenübernahme geht mit der Abwehr eines Sich-Einlassens auf eine emotional und kommunikativ nahe beziehungsweise emotional intensive Begegnung mit den zurückgekehrten RebellInnen und dem von ihnen erlittenen Leid einher. Auf der Grundlage unserer empirischen Analysen gehen wir davon aus, dass dies zum einen mitbedingt ist durch das selbst erlittene große Leid, durch die eigenen Ängste vor Verstümmelung, Ermordung oder Entführung, das Miterleben von Überfällen, Plünderungen, Entführungs- und Tötungsaktionen der LRA während des Bürgerkrieges in dieser Region zwischen 1986 und 2006 und zum anderen durch abgewehrte Schuldgefühle darüber, selbst nicht entführt worden und mit heiler Haut davon gekommen zu sein[6] – beziehungsweise nicht helfend bei den Entführungen eingegriffen zu haben oder gar sich damals selber mit den Zielen und vielleicht zum Teil den Methoden der LRA-Rebellen identifiziert zu haben.

Wie wir im Folgenden anhand unseres empirischen Materials verdeutlichen werden, fanden bisher zwischen den Angehörigen der beiden Gruppierungen verhältnismäßig wenige auf wechselseitigem Respekt beruhende Annäherungen statt, bei denen sie sich auf das jeweils von den anderen erlittene Leid einlassen konnten. Und dies obwohl im öffentlichen, privaten, politischen und vor allem massenmedialen Diskurs immer wieder betont wird, dass die Acholi eine überlieferte Kultur der Versöhnung pflegten, dass die zurückgekehrten Ex-KindersoldatInnen zu Recht dem staatlichen Amnestiegesetz unterlägen und dass man dies auch als richtig empfände. Die Beziehungen oder Figurationen von nicht-entführten ZivilistInnen und zurückgekehrten KindersoldatInnen zeigen neben den von den Ex-RebellInnen in ihrem Alltag – sowohl in ihren Familien- und Siedlungsverbänden als auch in einem weiteren Umfeld – immer wieder massiv erlebten Diskriminierungen vielmehr eine vordergründig friedfertige, aber deutlich distanzierte Haltung zueinander. Dies

[6] Es ist anzunehmen, dass einige der ZivilistInnen Schuldgefühle haben, dass sie selbst nicht für längere Zeit entführt wurden und diese Zeit überlebt haben. Wir können von einer Symptomatik ausgehen, die insbesondere in der Forschung zu Überlebenden des Holocaust, aber auch zu ihren Nachkommen als „Überlebensschuld" diskutiert wurde (vgl. Niederland 1980: 232).

macht dann auch die Gegenfragen von Seiten der RebellInnen in unserem Workshop verstehbar, wie die bereits erwähnte Frage, ob sie als Entführte, also als Zwangsrekrutierte akzeptiert werden. Damit steht als offene Frage im Raum, ob die Ex-KindersoldatInnen für ihre Entführung und für ihre gewalttätigen Handlungen bei der LRA zumindest teilweise verantwortlich seien. Im auffälligen Gegensatz dazu wurde beinahe nie, weder in diesem Workshop noch in allen anderen Interviews, eine Verantwortung der bei der Entführung anwesenden Erwachsenen von unseren GesprächspartnerInnen thematisiert. Überhaupt fehlt in den lokalen Diskursen die Thematisierung einer Mitverantwortung der Zivilbevölkerung bezüglich der Entführung und Zwangsrekrutierung von jungen Minderjährigen durch eine aus eben dieser Bevölkerung hervorgegangene Rebellengruppe. In den von uns geführten Interviews finden sich dazu nur zwei Ausnahmen, auf die wir später noch näher eingehen werden (Kapitel 2.7).

Im Folgenden werden wir nach einer kurzen Darstellung der in unserer Untersuchung verwendeten Methoden und des Bürgerkrieges in Acholiland zunächst diskutieren, was die entführten Ex-RebellensoldatInnen über ihre Erfahrungen mit den ZivilistInnen in den Interviews mit uns erzählten und was wir in den Familiengesprächen beobachten konnten. Diese Befunde werden wir mit den Aussagen von nicht oder nur kurz entführten ZivilistInnen kontrastieren. Zum Abschluss des Artikels werden wir nochmals detaillierter auf den bereits erwähnten Workshop eingehen und aufzeigen, wie sehr der Dialog über die unterschiedlich erlebte Vergangenheit der „Ex-RebellInnen“ und der ZivilistInnen noch in den Anfängen steckt und inwiefern die betont vorgetragene Forderung nach einer möglichst raschen und relativ umstandslosen Aussöhnung eine Öffnung dieses Dialogs eher behindert.

2.2 Zu Fragestellung und Untersuchungsdesign

Das von März 2014 bis November 2017 unter der Leitung von Dieter Neubert laufende DFG-Forschungsprojekt „Kindersoldat(inn)en im Kontext. Biographien, familien- und kollektivgeschichtliche Verläufe in Norduganda“ hatte die Rekonstruktion der Reintegrationsprozesse und Biographien von ehemaligen KindersoldatInnen und seinerzeit minderjährigen Entführten der Lord’s Resistance Army in ihrer Verflechtung mit Familienbiographien sowie der lokalen Geschichte des jüngeren Kriegsgebiets Nordugandas zum Ziel. Dabei versuchten wir die biographischen Selbstthematisierungen von KindersoldatInnen in die Kontexte der Geschichten ihrer Familien und ihres lokalgesellschaftlichen Umfelds eingebettet zu verstehen und zu erklären. Das methodische Design der Untersuchung beruht auf Grundsätzen der soziologischen Biographieforschung ergänzt um eine familienhistorische Dimension, wie sie in dieser Forschungsrichtung zunehmend Beachtung findet. Wir arbeiteten dabei mit einer Methodenkombination von Einzelinterviews, Familiengesprächen, Gruppendiskussionen, teilnehmenden Beobachtungen und der Analyse von Material aus den Massenmedien (vgl. Rosenthal 2016). Im Zentrum standen

narrative Interviews zur Lebens- und Familiengeschichte mit Ex-KindersoldatInnen und ihren Familienangehörigen. Diese Methode der Erhebung wurde 2011 / 2012 in einer Pilotstudie vor Ort und in der Nachbarregion erprobt (vgl. Bogner / Rosenthal 2012, 2016). Dabei zeigte sich deutlich, wie leicht es den Befragten fiel, sich auf längere Erzählprozesse einzulassen.[7] Befragungen von InformantInnen vorwiegend aus dem lokalen Umfeld, einschließlich MitarbeiterInnen der mit Ex-KindersoldatInnen befassten nichtstaatlichen und staatlichen Organisationen waren außerdem Bestandteil unserer Datengrundlage. Auf dieser Basis wurden Familiengeschichten und familienbiographische Arbeit der Familien sowie die intergenerationalen Wechselwirkungen und Prozesse in ihrer Bedeutung für die Lebensverläufe und biographischen (Selbst-)Thematisierungen der KindersoldatInnen rekonstruiert (vgl. Bogner / Rosenthal / Schmiereck in diesem Band). Damit war es möglich, die (familien-)biographischen Fallrekonstruktionen mit Analysen der inner- und außerfamilialen Diskurse zu verbinden.

Zum Datenmaterial, das Artur Bogner und Gabriele Rosenthal in fünf Feldaufenthalten (vier davon gemeinsam, darunter zwei von je zwei Monaten Dauer) im Zeitraum 2011 bis 2017 im betreffenden Teil Nordugandas, vor allem in Acholiland, erhoben haben,[8] gehören biographisch-narrative Interviews mit 17 ehemaligen KindersoldatInnen und mit 32 ihrer Angehörigen, die je an zwei bis fünf Gesprächsterminen durchgeführt wurden. In diesen Interviews wurden die Befragten zunächst ohne weitere inhaltliche Vorgaben darum gebeten, ihre Familien- und Lebensgeschichte zu erzählen (vgl. Rosenthal 2015: Kapitel 5; Schütze 1983). Die auf diese Bitte folgende Eingangspräsentation oder Eingangserzählung wurde soweit wie möglich nicht durch Zwischenfragen unterbrochen, sondern nur durch parasprachliche Bekundungen wie „mhm“ oder bei Stockungen durch motivierende Aufforderungen zum Weitererzählen (zum Beispiel: „Und wie ging es dann weiter?“), durch Blickkontakt und andere leibliche Aufmerksamkeitsbekundungen unterstützt. Wenn die Befragten signalisierten, dass sie mit ihrer Präsentation am Ende sind, forderten wir sie zunächst zu ausführlicheren Erzählungen zu bereits genannten biographischen Erlebnissen oder Phasen auf. Erst im dritten Teil des Interviews wurden sogenannte erzählexterne (nach Möglichkeit wiederum erzählgenerierende) Fragen gestellt, die sich auf Themenbereiche beziehen, die bis dahin von dem oder der Interviewten nicht selbst eingeführt wurden. Diese Konzentration auf eine narrative Gesprächsführung ist der Erfahrung geschuldet, dass die Einladung zu Erzählungen und die zunächst

[7] In der Fachdiskussion wurde dies für außereuropäische Kontexte manchmal bestritten (zum Beispiel Matthes 1985).

[8] Einige Interviews mit SchlüsselakteurInnen und BeobachterInnen des bewaffneten Konflikts und des Deeskalationsprozesses in Acholiland sowie mit zurückgekehrten Ex-KindersoldatInnen wurden schon bei kurzen Besuchen Gulus in den Jahren 2009, 2011 und 2012 im Rahmen eines Vorgängerprojekts geführt, das sich auf die Reintegration der Ex-RebellInnen anderer Rebellengruppen im benachbarten West Nile konzentrierte. Die meisten Gespräche in Acholiland, vor allem die Familien- und Gruppeninterviews, wurden jedoch bei drei gemeinsamen Feldaufenthalten Bogners und Rosenthals zwischen November 2014 und Juli 2017 geführt.

deutliche Orientierung an den von den Befragten selbst angebotenen Themen einen Prozess unterstützt, bei dem die Befragten sich mehr und mehr auf einen an ihren Relevanzen orientierten Erzählfluss einlassen können. Damit werden Erinnerungsprozesse gefördert und die anfängliche Orientierung an den den Interviewerinnen oder Interviewern zugeschriebenen Interessen, Themen, Fragen und Meinungen wird (zumindest bei einem relativ günstigen Verlauf des Gesprächs) zunehmend in den Hintergrund gedrängt.

Auch die weiteren Daten sind zum größten Teil mit einer narrativen Gesprächsführung erhoben worden. Neben den oben erwähnten biographischen Interviews liegen uns 12 thematisch fokussierte narrative Interviews mit Angehörigen der Zivilbevölkerung und ExpertInnen, 9 Gruppendiskussionen (6 mit ehemaligen KindersoldatInnen und 3 mit nicht-entführten BewohnerInnen des Acholilandes) sowie 10 Familiengespräche vor. Außerdem liegen uns die (transkribierten) Tonaufnahmen des bereits genannten zweitägigen Workshops vor. Die meisten Gespräche wurden mit Hilfe eines Forschungsassistenten auf Luo geführt und während der Interviews in kurzen Sequenzen übersetzt.

Die Auswertung des vorliegenden Datenmaterials konzentrierte sich neben der diskursanalytischen Auswertung von Material aus den Printmedien zunächst auf sorgfältige Fallrekonstruktionen – sowohl auf der Fallebene der einzelnen Biographien als auch auf der Fallebene der Familie (Rosenthal 1995, 2015: Kapitel 5). Die weiteren Daten wurden ebenfalls einer sequentiellen und rekonstruktiven Analyse unterzogen. Mit anderen Worten, die Auswertung aller Materialien orientierte sich an den Prinzipien eines sequenzanalytischen und rekonstruktiven Vorgehens (Reichertz 1986; Rosenthal 2015; Wernet 2000). Dabei spielt des Weiteren eine textanalytische Perspektive bei der Auswertung des Materials eine Rolle, in dem wir die Transkripte nach dem Kriterium der verwendeten Textsorten sequenzieren (vgl. Rosenthal 2015: Kapitel 6). Bei der Analyse versuchen wir zu rekonstruieren, was es bedeuten kann, wenn ein Sprecher oder eine Sprecherin bestimmte Themen und Erlebnisse *erzählt,* über diese *argumentiert* oder sie *beschreibt* (vgl. Kallmeyer / Schütze 1977).

Da wir uns in diesem Beitrag insbesondere auf die Familiengespräche, die Gruppendiskussionen und den Workshop beziehen, folgen nun einige Anmerkungen zu deren Erhebung. Im Unterschied zu anderen Forschungskontexten, in denen sich spontan Gruppendiskussionen ergeben haben, die weder in der Zusammensetzung noch im Verlauf geplant waren (zum Beispiel Rosenthal / Bahl / Worm 2016) wurde in diesem Forschungskontext sehr genau überlegt, wer, in welcher Gruppenzusammensetzung und mit welchen Methoden der Gesprächsführung interviewt werden soll. So stellten wir Gruppen mit bereits in Einzelinterviews interviewten Ex-KindersoldatInnen (vgl. Bogner / Rosenthal 2016) zusammen, aber auch zwei Gruppendiskussionen mit entführten Frauen sowie zwei Diskussionen mit entführten Männern, von denen wir jeweils nur ein bis zwei TeilnehmerInnen kannten. Das Vorgehen, Frauen und Männer in getrennten Gruppen zu interviewen, war der Überlegung geschuldet, die geschlechtsspezifischen Unterschiede herausarbeiten zu können. Bei den geführten Gruppendiskussionen mit ZivilistInnen waren die TeilnehmerInnen

gezielt aus Personen mit (relativ) guter Schulbildung und im anderen Fall aus solchen mit geringer oder fehlender Schulbildung zusammengestellt worden („schulgebildeten" und „schulbildungsfernen"). Dies war nicht nur dem Umstand geschuldet, dass „schulgebildete" Personen es nach unserer Erfahrung zumeist vorziehen, sich mit uns auf Englisch zu unterhalten, sondern auch unserer Absicht, Fragen nach dem Einfluss des „NGO-Diskurses", wie wir ihn hier sehr abgekürzt nennen wollen, auf ihr Sprechen nachzugehen. Ebenso wollten wir so die zu erwartenden Schwierigkeiten in der Gesprächsführung und im Dialog aufgrund der erheblichen Machtungleichheiten zwischen Personen mit einer guten Schulbildung und den „schulbildungsfernen" (überwiegend dörflichen) Mitgliedern der Lokalbevölkerung vermeiden. Nach unserer Erfahrung zeigen und betonen die Erstgenannten ihr höheres Bildungsniveau in Gesprächen mit wenig Schulgebildeten fast immer deutlich. Mit ihrem Bedarf, mit uns auf Englisch zu kommunizieren, schließen sie damit all jene aus, die nicht längere Zeit auf die Schule gingen.

Während derjenigen Gruppendiskussionen, an denen ehemalige RebellInnen teilnahmen, waren die Gespräche mit diesen, die sich fast selbstläufig nach der ersten Vorstellungsrunde ergaben, stets zunächst an deren Erzählungen über die Zeit in der LRA und nach deren Rückkehr ins zivile Leben orientiert. In allen Diskussionen nahmen diese Vorstellungsrunden, bei denen die TeilnehmerInnen über ihre Entführung, ihre Zeit bei der LRA und ihre Rückkehr erzählten, meist mehr als die Hälfte der Zeit in Anspruch. Die Nicht-Entführten wurden dagegen nach einer Vorstellungsrunde aufgefordert, über ihre Erfahrungen mit zurückgekehrten Ex-KindersoldatInnen zu erzählen. Insbesondere die Gruppendiskussion mit den schul- und universitätsgebildeten „ZivilistInnen" bedurfte weit mehr Interventionen der ForscherInnen in der Form von Erzählaufforderungen, da viel mehr als bei den Ex-RebellInnen *argumentiert* und nur wenig über Begegnungen oder konkrete Erfahrungen mit „returnees" erzählt wurde. Auf diese Befunde werden wir im Folgenden noch genauer eingehen.

Die Zusammensetzung der Teilnehmer an den Familiengesprächen war – abgesehen von den sich bei Einzelinterviews aufgrund der Anwesenheit von Angehörigen manchmal spontan ergebenen Familiendialogen – sehr überlegt und gesteuert. Diese geplanten Gespräche wurden von Gabriele Rosenthal, die über eine Ausbildung in klientenzentrierter Gesprächsführung und Familienberatung verfügt, mit Hilfe eines Feldassistenten geführt. Wer zum Gespräch eingeladen wurde – auch wenn sich die endgültige Zusammensetzung selbstverständlich nicht völlig kontrollieren ließ –, beruhte auf den Fallrekonstruktionen zu den Ex-RebellInnen und folgte vor allem auch den beiden Kriterien: Mit wem wünscht sich die oder der zurückgekehrte Ex-Rebell(in) ein Gespräch und welche Zusammensetzung der GesprächsteilnehmerInnen ist je nach der familialen Konfliktgeschichte unter psychodynamischen Gesichtspunkten verantwortbar. Der Versuch allerdings, entsprechende Planungen – zum Beispiel im Hinblick auf eine Vorgabe zur Zusammensetzung der Teilnehmerschaft oder zu den Themen – relativ streng durchzusetzen, hätte aus der Befragung eine

Art Zwangsveranstaltung (mit für die Befragten undurchsichtigen Intentionen der ForscherInnen) gemacht.

Der zunächst nicht geplante Workshop basierte auf der Analyse des vorliegenden Datenmaterials – vor allem der Familiengespräche –, die verdeutlichten, wie hilfreich die Unterstützung durch Dritte im Dialog zwischen Ex-RebellInnen und ZivilistInnen sein könnte. Ziel war es, zunächst den Befragten einen Einblick in unsere empirischen Ergebnisse zu geben und diese mit ihnen zu erörtern. Dabei konzentrierten wir uns auf die Diskurse über eine angeblich traditionsgeprägte lokale Kultur der Versöhnung vs. die mitunter berichtete Diskriminierung der Ex-KindersoldatInnen im Alltag. Zugleich wollten wir den Austausch der Zivilbevölkerung mit zurückgekehrten KindersoldatInnen über ihr Erleben des Bürgerkrieges, aber auch des gegenwärtigen Alltags unterstützen. Dies war uns unter anderem auch deshalb ein Anliegen, da wir die Befragten als Kommunikations- beziehungsweise DialogpartnerInnen mitsamt ihrem Laien- beziehungsweise Alltagswissen ernst nehmen und sie nicht nur (einseitig) als Quellen für Daten oder Wissen gebrauchen wollten.[9]

Dieser zweitägige Workshop wurde von Artur Bogner und Gabriele Rosenthal mit Hilfe von George Ochan durchgeführt. Eingeladen wurden dazu sechs ZivilistInnen (drei „schulbildungsferne" DorfbewohnerInnen und drei „schul- und universitätsgebildete" StädterInnen) und sechs zurückgekehrte ehemalige RebellInnen. Der Workshop fand auf Luo statt. Die Beiträge in den Plenargesprächen wurden jeweils in kurzen Sequenzen von G. Ochan übersetzt. Die TeilnehmerInnen arbeiteten außerdem zu zweit oder in Kleingruppen zu bestimmten Fragestellungen zusammen. Nach einer Vorstellungsrunde und einem ersten Input unsererseits über die bisherigen Befunde, der sehr positiv und zustimmend aufgenommen wurde, folgte der Ablauf des Workshops der folgenden Programmgliederung:

- In Zweiergruppen erzählte je ein(e) Ex-Kindersoldat(in) einem Zivilisten oder einer Zivilistin über seine / ihre schwierigen Erlebnisse im „Busch"
- Austausch im Plenum
- In Zweiergruppen erzählte je ein(e) Zivilist(in) einem(er) Ex-Kindersoldat(in) über seine / ihre schwierigen Erlebnisse während des Bürgerkriegs
- Austausch im Plenum
- In nach ZivilistInnen und Ex-KindersoldatInnen getrennten Kleingruppen wurde darüber diskutiert, welche Fragen sie an die jeweils andere Kategorie von Personen haben
- Austausch im Plenum – beide Gruppierungen konnten jeweils eine Frage stellen, die von der anderen Gruppierung beantwortet wurde

[9] Aufgrund der globalen Ungleichheit im Zugang zu Informationen und wissenschaftlichem Wissen sowie zu Arbeitsplätzen in den Organisationen von Wissenschaft und Bildung befinden sich WissenschaftlerInnen aus dem Globalen Norden in einer Beziehung der Ungleichheit zu Beforschten aus dem Globalen Süden, die auch ökonomische Aspekte hat. So sind Bewohner des Globalen Nordens generell in einer weit besseren Position, aus den Wissensfortschritten der Wissenschaften ökonomischen Nutzen zu ziehen.

2.3 Zur Geschichte Nordugandas: Die Figuration zwischen der Lord's Resistance Army und den ZivilistInnen in Acholiland

Die Acholi: Eine militärische Tradition

Betrachtet und berücksichtigt man die durch organisierte Gewalt und bewaffnete Konflikte stark gezeichnete Geschichte Nordugandas und Ugandas – nicht zuletzt geprägt durch *gewaltsame* Regierungswechsel und nachfolgende „Säuberungen" des Militär- und Staatsapparats sowie verschiedene bewaffnete Rebellionen, die durch diese Regierungswechsel jeweils (in aller Regel) ausgelöst wurden (zum Beispiel Kagoro 2015: 45–92; Van Acker 2004; Doom / Vlassenroot 1999: 7f., 13) – dann lässt sich unsere Beobachtung eines noch am Anfang stehenden Dialogs zwischen den ZivilistInnen und den zurückgekehrten Ex-KindersoldatInnen leichter verstehen und erklären. Bei einer Vergangenheit, die seit Generationen von Makrogewalt, d.h. von Bürgerkrieg oder Verfolgung bestimmt ist, in der die Acholi in bestimmten Phasen eher zu den Verfolgten und in anderen Phasen eher zu den Verfolgern anderer gesellschaftlicher, ethnischer oder politischer Gruppierungen gehörten, lassen sich in sehr vielen Familien, lokalen Sozialverbänden und Dorfgemeinden nicht aufgearbeitete Erfahrungen des Erleidens von kollektiven Gewaltakten, aber auch der Beteiligung an der Ausübung von kollektiver Gewalt sowie die Zeugenschaft solcher Ereignisse vermuten.[10] Bei den älteren Familienangehörigen der Ex-RebellInnen konnten wir teilweise beobachten, dass ihnen eine historische Zuordnung von erlebten Überfällen auf ihre Gehöfte oder der Ermordung, Gefangennahme beziehungsweise Entführung von Angehörigen ebenso wie die Zuordnung der Täter zu bestimmten Gruppierungen nicht möglich war oder sie diese nicht kommunizieren oder erinnern wollten. Dies ist nicht verwunderlich, da dies oft den Regeln der in Norduganda etablierten Diskurse widersprechen würde (siehe weiter unten). Die Familiengeschichte beziehungsweise das Familiengedächtnis ist durchdrungen von einer Anhäufung von kollektiven (häufig auch familial bedingten) oder innerfamilialen Gewalterlebnissen. Außerdem wurde die „Zeit des Friedens", wie wir die Phase ab 2006 sehr vereinfachend nennen wollen, weil seitdem die LRA nicht mehr nach Uganda militärisch eindringen konnte, lange Zeit als recht unsicher erlebt.

Während sich in der Gegenwart zurückgekehrte Ex-RebellInnen oft freiwillig zur ugandischen Regierungsarmee melden oder Arbeitsplätze bei privaten Sicherheitsfirmen suchen und damit auch eine Art der Reintegration in die ugandische Gesellschaft erleben (vgl. den Fall von Sancho in Kapitel 3.3), ist ihre eigene Vorgeschichte und ihre Familiengeschichte immer wieder von Zwangsrekrutierungen

[10] Wenn man nur die Personen in der Zivilbevölkerung betrachtet, kommt sicherlich die überwiegende Mehrzahl von ihnen nur als Opfer und nicht als Täter von kollektiver Gewalt in Betracht – selbst wenn nur die Erwachsenen gezählt werden. Anders steht es jedoch, wenn die Verhältnisse auf der Ebene von großen Wir- und Sie-Gruppen beschrieben werden.

oder ähnlichen Vorgängen bestimmt. Wie in vielen anderen Gebieten Afrikas ist die Geschichte Nordugandas und unter anderem der Acholi, der neben den Lugbara größten ethnischen Gruppierung dieses Gebiets, erheblich von den langfristigen Folgen der vorkolonialen Sklavenjagd und der kolonialen Arbeitsteilung geprägt. Diese Arbeitsteilung machte Norduganda (und andere Landesteile) zu einem Hinterland und Reservoir der Rekrutierung von Soldaten für die britische Kolonialregierung und nachfolgende Regierungsarmeen sowie von WanderarbeiterInnen für das politisch-ökonomische Kerngebiet um das Buganda-Königreich (zum Beispiel Mutibwa 1992: 2–10; Behrend 1999: 17–21; Buckley-Zistel 2008; Leopold 2005; zu West Nile: Eckert 2010). Die Sprach- und Bevölkerungsgruppierungen Nordugandas wurden so zu den wichtigsten Herkunftsmilieus von Soldaten der Kolonialmacht sowie der nachkolonialen Regierungen (vgl. zum Beispiel Kagoro 2015: Kapitel 3; Schubert 2008). Dies hatte erhebliche langfristige Folgen für Ugandas politische Geschichte – und nicht zuletzt für den überlokalen Ruf, d.h. das kollektive Fremdbild und Selbstbild dieser Bevölkerungsgruppierungen. Sowohl bei den Acholi als auch im benachbarten West Nile wurde es zur „Normalität“ oder beinahe Tradition, dass zum Soldat geeignete Männer sich von der Regierungsarmee rekrutieren ließen. Früh wurde dies zu einem Gegenstand des kollektiven Stolzes in den betreffenden Wir-Gruppen – und zu einem zentralen Merkmal ihrer eigenen Selbstbeschreibungen. In den von uns interviewten Familien zieht sich die freiwillige, aufgedrängte oder erzwungene Rekrutierung von Männern zu bewaffneten Verbänden oder Armeen durch die Familiengeschichte hindurch. Bei etlichen Angehörigen der Großelterngeneration bedeutete dies teilweise die Rekrutierung zur britischen Armee im Zweiten Weltkrieg[11] und in der Generation der Väter zur staatlichen Armee, besonders in den beiden Regierungszeiten Milton Obotes (1962–1971 sowie 1980–1985); damit verbunden waren sie auch zum Teil während Obotes Exil Mitglieder seiner Guerillatruppe in Tansania und an der Entmachtung Idi Amins beteiligt (vgl. zur Familie von Tom: Kapitel 2.5).

Die bevorzugte Rekrutierung der Acholi in die Armee setzte sich also auch nach der Unabhängigkeit 1962 fort, auch wenn Acholi und Iteso (aus Ostuganda) zunehmend ebenfalls andere Positionen im öffentlichen Dienst erlangten (nicht zuletzt dank der Wirkungen der christlichen Mission und ihrer Missionsschulen). Langfristig verfestigte sich in diesen Bevölkerungsgruppierungen die Deutung, dass ihre Angehörigen für Positionen in Armee, Polizei und Staatsdienst besonders befähigt und dazu in bevorzugter Weise gleichsam berechtigt seien. Diese Entwicklung wurde bereits vor und in der Kolonialzeit gefördert durch frühe Deutungen, Fehldeutungen und Typisierungen der nordugandischen, zumeist akephalen (also in der Form

[11] “The colonial administration recruited 77,131 Ugandans to serve in nine infantry units, two field artillery batteries, and several auxiliary battalions. Ugandans served outside Africa for the first time, seeing action in the occupation of Madagascar in opposition to the Vichy government in France and the reconquest of Burma from the Japanese.” http://www.country-data.com/cgi-bin/query/r-14151.html (letzter Zugriff 22.11.2017). Vgl. außerdem Carol Summers (2015).

ihrer sozio-politischen Organisation eher dezentral und nicht zentralistisch strukturierten) Bevölkerungsgruppen durch Europäer und Briten als angeblich traditionsgemäß kriegerische und für den Krieg talentierte Volksgruppen. Dem entsprach eine teilweise bewusste und zielgerichtete Politik der Spaltung der Kolonisierten sowie Demilitarisierung der eher zentralistisch, staatlich oder staatsähnlich organisierten Volksgruppen wie unter anderem der Baganda (vgl. Schubert 2008: 278, 282f. und passim; Kagoro 2015: 45f., Kapitel 3). Hingegen wurde von der Kolonialmacht mehr oder weniger bewusst (und jedenfalls zielgerichtet) eine Art Militarisierung der eher dezentral organisierten Bevölkerungsgruppen Nordugandas betrieben – im Sinne einer Gewöhnung an neuzeitlich-militärische Formen der Kriegsorganisation und Kriegerdisziplin sowie einer entsprechenden soziopolitischen (Arbeits-)Teilung und Spaltung der kolonisierten Bevölkerung(en) (dazu ebd.).

Aus diesen Wurzeln entwickelten sich in Norduganda typische Berufslaufbahn- oder Lebensverlaufsmuster sowie auch Lebensführungsideale, zumindest bei Teilen der Acholi und ihrer Nachbargruppen (zum Beispiel Schubert 2008; Atkinson 2010a: 275–276; Leopold 2005; Rice 2009; Eckert 2010). Der relativ bekannte Lebenslauf Idi Amins ist hier vermutlich ein informatives Beispiel für typische Lebensverläufe von Nordugandern (darunter sehr häufig Acholi), die im „security sector" des kolonialen oder nachkolonialen Staates einen beruflichen und sozialen Aufstieg erlebten (in diesem Fall jedoch kein Acholi und in der Nachbarregion West Nile beheimatet).

Wandlungen der Machtverhältnisse zwischen ugandischer Zentralregierung und Acholi

Die ausgesprochen dramatisch wechselnden Machtchancen der Acholi in der Figuration mit der jeweiligen ugandischen Zentralregierung sind erheblich von den Regierungszeiten Milton Obotes und Idi Amins bestimmt. Obote wie auch Amin stammten aus dem Norden. Während Obote zur ethnischen Gruppierung der Langi gehörte, die südlich von Acholiland leben, war Amin Teil der ethnischen Gruppierung der Kakwa aus West Nile, der westlichen Nachbarprovinz Acholilands. Obote und Amin waren über Jahre Verbündete, bevor es zu einem gewaltsamen Bruch kam. Da dieser Verlauf im gegenwärtig dominanten alltäglichen, politischen sowie wissenschaftlichen Diskurs eher vernachlässigt oder heruntergespielt wird, aber unseres Erachtens gerade dies die Aufarbeitung der historischen Wurzeln der gewaltsamen Geschichte der LRA erschwert, folgen dazu hier einige etwas detailliertere Ausführungen.

In der ersten historischen Phase nach der Unabhängigkeit Ugandas waren die Acholi infolge ihrer überproportional starken Repräsentation in Armee und Polizei in einer verhältnismäßig günstigen soziopolitischen Machtposition in Uganda. Diese ging mit gewissen ökonomischen Privilegien einher (besonders Arbeitsplätzen im Staatsdienst), die private Wirtschaft wurde dagegen eher von Angehörigen anderer Bevölkerungsgruppierungen wie den Buganda und den „Indern" dominiert. Unter

der zunehmend autokratischen ersten nachkolonialen Regierung Milton Obotes von 1962–1971 (vgl. Rice 2009) wurden ethnische Muster von Gruppenidentifikation beziehungsweise die daran anknüpfenden Formen von sozialer und soziopolitischer (Gruppen-)Differenzierung in wachsendem Maß politisiert oder radikalisiert. Dabei entwickelten sich die Acholi als Bevölkerungsgruppierung und die aus ihr stammenden Teile von Armee, Verwaltung und Regierungspartei zur wichtigsten Stütze seiner Herrschaft.[12] Als Obote durch einen Militärputsch seines bisherigen Verbündeten und Armeechefs Idi Amin *1971* entmachtet wurde, wurde diese relativ privilegierte innenpolitische Position beseitigt (oder stark geschwächt) (Branch 2011: 46–57). Aus dieser Rolle wurden die Acholi nun zu einem großen Teil durch Angehörige anderer Bevölkerungsgruppierungen, insbesondere aus West Nile (der Heimatregion Amins) verdrängt. Vor allem wurden Tausende von Acholi – darunter vor allem höhere Offiziere und deren Verwandte – von Amins Regierung verfolgt und ermordet, weil sie der Unterstützung seines Vorgängers verdächtigt wurden (ebd.: 56f.). Im öffentlichen Diskurs ebenso wie von GeschichtswissenschaftlerInnen (und seinerzeit Amnesty International) werden teilweise Schätzungen vertreten, nach denen unter Amins Herrschaft bis zu 300.000 Menschen in ganz Uganda ermordet wurden (vgl. Mutibwa 2016: 292; Kasozi 1994: 104; Jørgensen 1981: 314f.; Jagielski 2010: 65). Jørgensen bezweifelt mit plausiblen Argumenten diese Schätzungen und vermutet eine Zahl bei ungefähr 30.000. Gleichzeitig nimmt er an, dass in dieser Zeit weit mehr Menschen aufgrund der Raubökonomie und Misswirtschaft unter Amins Militärdespotie starben (ebd.: 314f.). Was immer genau zutreffen mag: Angehörige der Acholi gehörten zu den wichtigsten Opfergruppen. Die geschätzten hohen Opferzahlen lassen mindestens erahnen, wie Gruppierungen wie die Acholi Amins Diktatur seinerzeit *erlebten* oder im Rückblick interpretieren. In unseren Interviews wurde uns immer wieder von Angehörigen erzählt, die von Soldaten oder Funktionären der Regierung unter Amin ermordet wurden.

Als Amins Regime von ugandischen RebellInnen (zumeist Verbündeten seines Rivalen und Vorgängers Obote) und vor allem von der mit ihnen alliierten tansanischen Armee 1979 gestürzt wurde, kam es gleichsam im Gegenzug zu großflächigen Gewalttaten einschließlich Massakern der siegreichen RebellInnen (beziehungsweise Soldaten der kurzlebigen Nachfolgerregierungen) gegen die Bevölkerung von West Nile, die als wichtigste ethnopolitische beziehungsweise regional-demographische Basis von Amins Regierungsmacht galt. Für diese Gewalttaten, die oft als Rache für die Ermordung von Tausenden Acholi unter Amin interpretiert wurden, wurden vor allem die Acholi und Langi unter den Soldaten der neuen Machthaber verantwort-

[12] Für eine knappe Zusammenfassung der Geschichte Ugandas vgl. besonders gut Schubert (2008) und außerdem – unter besonderer Berücksichtigung der Konflikte in Acholiland – Branch (2011: 45–89; 2010), Vorhölter (2014: Kapitel 3), Podszun (2011: 130–164) und Atkinson (2010a). Eine der umsichtigsten Analysen dieser Konflikte bietet Van Acker (2004: vor allem 337–349), wenn auch teilweise in einer fachökonomischen und deshalb vielleicht für Laien schwierigen Sprache.

lich gemacht (Mutibwa 1992: 137–142; Branch 2011: 56–58; Refugee Law Project 2004: 5f., 18; Mischnik / Bauer 2009: 11f.; Pirouet 1995: 362, 298, 304f.).

Diese Phase in der Geschichte Ugandas, die Rolle „der" Acholi als Opfer während der sehr gewalttätigen Diktatur Idi Amins und „ihre" Rolle als zumindest so wahrgenommene Rächer beziehungsweise Täter während der Amtszeiten von Amins direkten Nachfolgern wird im gegenwärtig vorherrschenden politischen Diskurs in Norduganda ebenso wie im sozialwissenschaftlichen Diskurs jedoch eher an den Rand gedrängt.[13] Dies ist dem Umstand geschuldet, dass diese Diskurse sich vor allem auf den Gegensatz zwischen „den" Acholi und der *gegenwärtigen* Regierung Musevenis sowie die Kritik an der letzteren (sei es unterstützend oder abweisend) konzentrieren. Eine Thematisierung der Spannungen innerhalb Nordugandas – besonders zwischen den Einwohnergruppen von West Nile und Acholiland beziehungsweise den ihnen zugehörigen Wir-Gruppen – würde die Dinge eher verkomplizieren und störend wirken. Die Dethematisierung des historischen Kapitels „Idi Amin" und der darin begründeten Bruchlinien und Konfliktpotenziale hat nach unserer Vermutung zur Folge, dass die entsprechenden Phasen der Kollektiv- und Familiengeschichten in den alltäglichen Diskursen und im Familiendialog in Acholiland noch wenig bearbeitet wurden. Damit wird in den öffentlichen wie informellen Diskursen die Wahrnehmung des langfristigen Erbes der Diktatur Amins behindert, die unter anderem geprägt war von einer *doppelten Frontstellung* – sowohl gegen Obotes SympathisantInnen, die besonders im zentralen Teil Nordugandas stark waren, als auch gegen oppositionelle Gruppierungen in anderen Landesteilen. Das gilt vor allem für Teile der Baganda im ugandischen Kernland, deren König, Sir Edward Mutesa II., ab 1963 zugleich Staatspräsident Ugandas, von seinem Premierminister Obote mit Hilfe von dessen Vize-Armeechef Idi Amin durch eine Art „internen" Staatsstreich gestürzt worden war (Mutibwa 1992: 53ff.; Mutibwa 2016).

Nicht zuletzt aus diesem Geschehensverlauf und seinen öffentlichen Deutungen rührt die verbreitete Interpretation des LRA-Konflikts und der Spannungen zwischen Musevenis Regime und „den" Acholi als Ausdruck eines politischen (und nach vielen Interpretationen vorrangig ökonomischen) Nord-Süd-Gegensatzes. Diesem Deutungsmuster steht die später auch blutige Konkurrenz um Macht zwischen den damaligen Verbündeten Obote und Amin ziemlich entgegen. Ihr gemeinsamer Coup von 1966, als den man den Sturz des Präsidenten durch seinen Premierminister mit Unterstützung von Teilen der Armee und die nachfolgende stufenweise Umwandlung Ugandas in eine Autokratie durchaus bezeichnen kann, wird in dem

[13] Instruktive Ausnahmen sind der wichtige Aufsatz Van Ackers (2004) sowie Doom / Vlassenroot (1999), Branch (2010, 2011: Kapitel 2) und Kagoro (2015: Kapitel 3). Die (vermutliche) Rächer- oder Täterrolle der Acholi bei diesen Gewalttaten wird typischerweise eher von älteren AutorInnen betont oder behandelt – wie beispielsweise Mutibwa (1992:137–141; 2016). Vorhölter (2014) und Atkinson (2010a) bezeichnen den unter Intellektuellen und SozialwissenschaflerInnen hegemonialen Diskurs als „counter discourse" – wohl weil er den in der Regierungspartei (aber anscheinend auch in der Mehrheitsbevölkerung Ugandas) dominanten Meinungen und Sichtweisen widerspricht oder mindestens ganz andere Akzente setzt.

von manchen AutorInnen so genannten „Gegendiskurs“ bagatellisiert. Nach diesem Deutungsschema wird dieser Vorgang vor allem als Beseitigung der von der Kolonialmacht errichteten privilegierten Rolle der Buganda-Monarchie verstanden (was natürlich zum Teil zutrifft). Die *gewaltsame, verfassungsrechtlich problematische* und *umstrittene Form* dieses Wandels wird dabei nicht beachtet und sogar selten überhaupt erwähnt. Dem könnte man die Deutung entgegenhalten, dass der Bruch und die Abschaffung der ersten Verfassung und die Beseitigung eines Mehrparteienregimes auch den Grundstein legte für den späteren Militärputsch und die Machtergreifung des Armeechefs Amin gegen seinen Staatschef Obote, und allgemein die langfristige Entwicklung zu einem Staatsgebilde, in dem die Obote-Spezialisten der kriegerischen Gewalt sich der Aufsicht und Kontrolle durch andere Mächte entledigt haben und in dem bewaffnete Gewalt eher „das erste als das letzte Mittel der Politik geworden ist“ (Van Acker 2004: 336; vgl. auch Doom / Vlassenroot 1999: 7f.; Schubert 2008: 288f.; Mutibwa 1992: 39f., 122 und passim).

Dass diese Ereignisse oder diese Ereignisverkettung letztlich einen zentralen Wendepunkt in der Geschichte des nachkolonialen Uganda bedeuteten, ist – zumindest im heutigen Rückblick – kaum zu übersehen.

In dem unter Intellektuellen und in der Opposition heute vorherrschenden Diskurs wird einfach an den Rand geschoben, dass hier – jedenfalls innerhalb der nachkolonialen Epoche – offensichtlich die historischen Anfänge eines ab da sich beinahe kontinuierlich fortsetzenden Prozesses der Brutalisierung (vgl. Mutibawa 1992; Kasozi 1994: 193; Behrend 1999: 191f., 189; Van Acker 2004; Kagoro 2015) oder der *Dezivilisierung* (auch in einem wörtlichen Sinn) der politischen Macht und des gesellschaftlichen Lebens in Uganda liegen, der sich bis weit in die Regierungszeit der heutigen Staatsführung und teilweise bis heute fortsetzt (vgl. Kagoro 2015).

Die Vernachlässigung dieser Ereignisse und Zusammenhänge führt heute oft zu Geschichtsdeutungen, die die anhaltenden Spannungen oder Konflikte in Uganda auf einen angeblich persistenten Gegensatz und die (an sich unbestreitbaren) sozioökonomischen Ungleichheiten zwischen dem Norden und dem Rest des Landes zurückführen. Die Begrenztheit dieser häufigen Geschichtsinterpretation, beziehungsweise ihrer verschiedenen Versionen, die sich überwiegend in der Zuweisung der historischen Verantwortung für diesen Gegensatz beziehungsweise dessen Fortdauern unterscheiden, ist gerade an Idi Amins Zeit als Vize-Armeechef und Regierungsführer und an deren politischen Frontbildungen beziehungsweise Spannungsachsen gut erkennbar.

Betrachten wir den Verlauf während der zweiten Regierungszeit Obotes vor allem unter dem Aspekt, dass nun „die“ Acholi neben „den“ Langi wieder zu den machtstärksten Gruppierungen in Uganda gehörten, so wird schon damit die gegenwärtige scharfe Frontstellung gegen die Regierung Musevenis gut nachvollziehbar, da diese erneut und bisher dauerhaft zum Verlust dieser im Hinblick auf gesellschaftliche sowie militärische Macht und politischen Einfluss günstigen Position „der“ Acholi in Uganda führte.

Die im Gefolge von Amins Entmachtung mit anderthalb Jahren Abstand durch mutmaßlich gefälschte Wahlen an die Macht gelangte zweite Regierung Obotes war ihrerseits sehr bald mit einer Rebellenbewegung unter der Führung des vorher mit Obote verbündeten Rebellenführers Yoweri Museveni konfrontiert, was 1981 bis 1986 zu einem äußerst blutigen Bürgerkrieg mit bis zu (nach manchen Schätzungen) mehreren Hunderttausenden Toten führte (vgl. Kasozi 1994: 180; Mutibwa 1992: 159). Angehörige der Acholi waren mittlerweile noch stärker als während der ersten Regierung Obotes zur wichtigsten Stütze seiner Macht in Armee und Staat geworden – einmal abgesehen von Angehörigen von Obotes eigener ethnischer Gruppierung, der Langi. Die von Regierungssoldaten Obotes im Bürgerkrieg begangenen zahlreichen Menschenrechtsverletzungen wurden weithin den Acholi unter ihnen zugeschrieben (Doom / Vlassenroot 1999: 9; Mutibwa 1992: 157; Lamwaka 2016: 14ff., besonders 16). Diese vermutlich intensivste Phase des ugandischen Bürgerkrieges, markiert durch den Kampf zwischen dem zweiten Regime Obotes und vorwiegend der Rebellenbewegung Musevenis, der „National Resistance Army" beziehungsweise „National Resistance Movement" (NRA / NRM), näherte sich dem Ende, als Obote 1985 erneut durch einen Militärputsch gestürzt wurde, der diesmal von zwei seiner Generäle aus den Reihen der Acholi angeführt wurde. Zwischen diesen Putschführern und Museveni wurde ein Friedensabkommen ausgehandelt, das dessen Rebellen jedoch später mit der Begründung nicht einhielten, die Gegenseite hätte dieses Abkommen zuerst verletzt (vgl. für diese Version Mutibwa 1992: 175f.). Den Bruch dieses Abkommens erlebten viele Meinungsführer der Acholi als einen heimtückischen Verrat, zumal sie den Putschführern aus ihrer Volksgruppe die zweite Entmachtung Obotes als Verdienst anrechneten.[14] Auch bei und nach der wenige Wochen später erfolgenden Machtergreifung durch Musevenis NRA kam es zu zahlreichen bedeutsamen Menschenrechtsverletzungen, die vor allem verübt wurden, als die Soldaten der siegreichen Rebellenbewegung beziehungsweise neuen Regierung Musevenis in das Heimatgebiet der Acholi vorrückten – sowie während der Frühphase der danach (mit einer Zeitverzögerung) folgenden Rebellion gegen die neue Regierung (vgl. Branch 2011: 164–170; Van Acker 2004: 339–341). Diese Gewalttaten waren offenbar besonders gegen Angehörige der Volksgruppe der Acholi gerichtet. In der historischen und wissenschaftlichen Literatur ist umstritten, ob Menschenrechtsverletzungen von den Soldaten Musevenis eher in der Reaktion auf einen hartnäckig anhaltenden bewaffneten Widerstand in Acholiland verübt wurden oder aber ob der Widerstand der Acholi-Bevölkerung sich als Reaktion auf die zahlreichen und massiven Übergriffe der siegreichen National Resistance Army

[14] Die ethnopolitisch einseitige Perspektivität des sogenannten Gegendiskurses über den LRA-Konflikt lässt sich unter anderem an dem Militärputsch von 1985 belegen. Die Vertreter des bei „kritischen" Intellektuellen ebenso wie bei den Meinungsführern der Acholi vorherrschenden Geschichtsbilds entdecken an diesem Machtwechsel nicht viel Problematisches, was offensichtlich damit zusammenhängt, dass er von Militärs aus den Reihen der Acholi angeführt wurde (dazu vgl. Jagielski 2010: 65; Van Acker 2004: 340).

(NRA) Musevenis formierte (so etwa Branch 2011: 163–170). Aus der Perspektive der Zivilbevölkerung in Acholiland war es in jedem Fall eine Zeit der Gewalt von Seiten der neuen Regierung. Diese Gewalt war eine der Ursachen für die Entstehung der Rebellengruppen der „Uganda People's Democratic Army“ (UPDA) und der HSM Alice Lakwenas sowie für deren Unterstützung durch die Zivilbevölkerung Acholilands.

Nicht unerwähnt sollte sein, dass es auch andere Rebellengruppen in anderen Landesteilen gab, die in den folgenden Jahren gegen die neue Regierung kämpften, zum Beispiel in der Region Teso in Ostuganda sowie später in West Nile von circa 1994 bis 2002.[15] In dieser Spätphase des Bürgerkriegs in Norduganda wurden die früher eher als feindlich erlebten West Niler zu (potentiellen) Verbündeten der von den Acholi stark unterstützten kurzlebigen Militärregierung von 1985 sowie der späteren Rebellenbewegungen in Acholiland.

Die neue Zentralregierung konnte ihre Herrschaft in den Jahren bis 1988 im Norden Ugandas *nur mit größter Mühe* militärisch konsolidieren – und auch dies bis 2006 nicht vollständig. Der stärkste und vor allem anhaltendste Widerstand kam aus den Reihen der Acholi, deren damals zwei stärksten Rebellengruppen, das messianisch geprägte „Holy Spirit Movement“ (HSM) unter der Führung Alice Lakwenas und die UPDA, die junge Zentralregierung Musevenis 1987 an den Rand einer militärischen Niederlage brachten (Behrend 1999: 172–197). Die zahlreichen massiven Menschenrechtsverletzungen und die Massaker, die mutmaßlich besonders häufig von Acholi unter den Regierungssoldaten während des Bürgerkriegs 1981 bis 1985 begangen worden waren (vor allem im sogenannten Luweero-Dreieck), und diejenigen, die Musevenis Rebellen beziehungsweise Regierungssoldaten an der Zivilbevölkerung Acholilands zwischen 1986 und 2006 verübten, prägen bis heute entscheidend die unterschiedlichen Deutungen des Konflikts.[16]

Die mehrfachen Wellen beziehungsweise Stränge von bewaffneter Rebellion in Norduganda, deren wichtigste und langlebigste ab 1988 die LRA repräsentierte, dauerten über zwei Jahrzehnte und mindestens bis 2006 an. In diesem Jahr gelang es der Regierungsarmee, die LRA-KämpferInnen aus Uganda zu vertreiben (vgl. Baines 2008; Allen / Vlassenroot 2010b). Seitdem kann die LRA nur noch außerhalb Ugandas (in der Umgebung des Garamba Nationalparks) operieren und überfällt hier ZivilistInnen und entführt Kinder von Bevölkerungsgruppen, die keine Verbindung zu den Acholi oder zu Uganda aufweisen.

Viele BeobachterInnen stimmen darin überein, dass Uganda und Norduganda in den langen Zeiträumen seit Amins Machtergreifung eine Brutalisierung, einen Dezivilisierungsprozess im Sinne der Figurationssoziologie (zum Beispiel Swaan

[15] Vgl. hierzu: Prunier (2004), Refugee Law Project (2004), Buckley-Zistel (2008: insbes. 65–110), Bauer (2009), Mischnick / Bauer (2009), Bogner / Neubert (2012, 2013a, 2013b) und Bogner / Rosenthal (2012).

[16] Zu den divergierenden Diskursen oder Geschichtsdeutungen zum Krieg in Acholiland vgl. instruktiv: Vorhölter (2014: Kapitel 3) und Lamwaka (2016:14–17).

1997) erfahren haben. Neben den Formen staatlicher Gewalt erfasste dieser Prozess, der oft ungenau als „Militarisierung" bezeichnet worden ist, zwischenzeitlich immer wieder weite Teile des Lebens[17] in Uganda.[18] Dies ist eine These, die sich unter anderem durch die Entwicklung der Kampf- und Rekrutierungsmethoden in den bewaffneten Konflikten veranschaulichen und plausibilisieren lässt. Wie die frühere HSM Alice Lakwenas vereinigt die von ihrem angeblichen Cousin Joseph Kony geführte LRA die Merkmale einer Rebellenarmee mit denen einer messianischen Sekte. Einige dieser Merkmale und wesentliche Teile ihrer Ideologie übernahm die LRA direkt von der HSM.[19] Anders als alle anderen oder früheren Rebellengruppen Ugandas entwickelte die LRA jedoch die gewaltsame Entführung von Kindern (im Alter von vorzugsweise zwölf bis vierzehn Jahren[20]) zu ihrer Hauptrekrutierungsmethode und konzentrierte sich stark auf Angriffe auf die Zivilbevölkerung.[21] Die Zwangsrekrutierung beziehungsweise Versklavung von Kindern, die meist im Kontext von blutigen Überfällen auf deren Ortsgemeinden oder Familien und häufig damit verknüpften Gräueltaten stattfindet, wird mit einer endzeitlichen Theorie von der Existenz reiner und unreiner Acholi legitimiert, die Züge eines Glaubens an willenlose Untote (zum Beispiel Behrend 1999: 182f.) aufweist, wie er unter anderem in westafrikanischen Hexerei- und Krankheitskonzepten vorkommt.[22] Im Kontext dieser „religiösen" Ideologie wurden Anhänger oder Sympathisanten der Regierung, Mitglieder der lokalen Selbstverwaltung und andere „Kollaborateure" aus den Reihen der Acholi nicht nur in einem übertragenen Sinne dämonisiert, sondern häufig als tatsächlich Untote oder als Hexen beziehungsweise Hexer definiert.[23] Entgegen

[17] Die Diskussion der Frage, wie sich der Prozess einer Steigerung des Grausamkeitsniveaus sowie der in der Literatur über Uganda gängige Begriff der „Militarisierung" und die damit bezeichneten – teilweise verschiedenartigen und widersprüchlichen – Erscheinungen zu soziologischen Konzepten von Prozessen einer (langfristig gedachten) „Zivilisation", „Pazifizierung" oder „Disziplinierung" verhalten, würde einen weiteren Text vom Umfang mindestens dieses Kapitels erfordern. Für einen sachkundigen Einstieg zu den zuletzt genannten Konzepten siehe beispielsweise Kuzmics / Haring (2013: Kapitel 7) oder Dunning / Mennell (1998); zum Begriff und zur Beobachtung der „Militarisierung" in der ugandischen Gesellschaft wichtig: Kagoro (2015), Mazrui (1977) und Schubert (2008).

[18] Zum Beispiel Mutibwa (1992), Kasozi (1994: 193), Behrend (1999: 191f., 189), Van Acker (2004: 338ff., 336, 348) und Kagoro (2015).

[19] Vgl. dazu umfassend Behrend (1999: beispielsweise 182f.); zur Weltanschauung der LRA hilfreich: Titeca (2010), Mergelsberg (2010) und Allen (2006: 30–44).

[20] Blattman / Annan (2010: insbes. 139, 138, 133–137).

[21] Nach gut fundierten Hochrechnungen wurden 24–66.000 Kinder allein im zentralen Norduganda entführt – wobei die höhere der beiden Schätzzahlen die deutlich besser begründete ist – darunter bis zu 40 Prozent der männlichen Geburtsjahrgänge 1976 bis 1992 in Acholiland (Blattman / Annan 2010: 133–139; Annan et al. 2006, 2008; Pham et al. 2007 und Pham / Vinck 2010: 22; zusammenfassend Lorschiedter / Bannink-Mbazzi 2012: 245f.; instruktiv zur Frühphase dieser Praxis der LRA: Behrend 1999: 194f.).

[22] Vgl. als vorzügliche Beschreibung eines empirischen Beispiels: Klein (2009).

[23] Das ist zu beachten, wenn zum Beispiel Branch den wesentlichen Effekt dieser Dämonisierung rückgängig macht, indem er sie auf den „realen" Kern einer Unterstützung der Regierung durch Teile der Acholi reduziert und so scheinbar in eine säkulare „politische" Sprache übersetzt. Dies ist jedoch nicht

dem allerersten Augenschein hat diese Dämonisierung viel mit den verschiedenen Friedens- und Amnestieangeboten der Regierung zu tun, die zum Beispiel in der Folge des Friedensabkommens von 1988 mit der früheren Rebellenorganisation UPDA (alias „Cilil") zu zahlreichen Formen der Zusammenarbeit zwischen Angehörigen der Volksgruppe der Acholi und der Regierung Musevenis geführt hat. Diese „Kollaboration" vieler Acholi mit der Regierung und die ab da relativ geringe und weiter abnehmende Unterstützung für die LRA ist es, die die Unterscheidung von „reinen" und „unreinen" Acholi im Weltbild Konys motiviert und in der LRA-Ideologie die Rekrutierungsmethode der Kinderentführung legitimiert (vgl. Berntsen 2010:43–52; Branch 2010: 40f.). Dieses Weltbild ließ nicht zuletzt die durch Entführung rekrutierten RebellenkämpferInnen zögern, die Amnestie zu akzeptieren, die ihnen seit Anfang 2000 ein großzügiges Amnestiegesetz bot.

An diesem fast ohne Unterbrechung, bis heute geltenden Amnestiegesetz ist bemerkenswert, dass in diesem Fall die Initiative für dieses Gesetz vorwiegend von der Zivilgesellschaft in Acholiland ausging. Von der Schutzwirkung des im Prinzip sehr großzügigen Amnestiegesetzes sind – nach der vorherrschenden Rechtsauffassung – seit Anfang 2005 die fünf ranghohen LRA-Führer ausgeschlossen,[24] gegen die der Internationale Strafgerichtshof (ICC) einen Haftbefehl verhängte. Das geschah, nachdem die ugandische Regierung eine Strafverfolgung durch den ICC veranlasst hatte. Das Eingreifen des ICC, tatsächlich der erste bedeutsame Fall des neu eingerichteten globalen Strafgerichtshofs, und der Haftbefehl seien, so behaupten manche (regierungs- und globalisierungskritische) „BeobachterInnen", der Hauptgrund dafür, dass das Amnestiegesetz sein ursprüngliches Hauptziel – einen Friedensschluss mit Joseph Kony zu erreichen – verfehlte. Letzten Endes ist nicht ganz klar, ob dieser Haftbefehl und die „intervention" des ICC die Friedensverhandlungen eher gestört und schließlich zum Scheitern gebracht oder umgekehrt – auf Seiten der LRA-Führer – angespornt und beschleunigt hat (vgl. dazu Allen / Vlassenroot 2010b: 16f.; Allen 2006: 126; Atkinson 2010a: 310). Tim Allen und Koen Vlassenroot, angesehene Experten für diese Region Afrikas und deren Geschichte, vertreten die Auffassung, das Eingreifen des ICC sei einer der Gründe für den Rückgang der massiven Gewalttaten und allgemeiner der Aktivitäten der LRA-KämpferInnen in Norduganda seit 2004 gewesen (Allen / Vlassenroot 2010b: 15f.). Deren Rückzug bedeutete allerdings nicht ein endgültiges Ende der Rebellenorganisation, die seither ihre Präsenz nach Westen, in die Umgebung des Garamba Nationalparks (in der DR Kongo) und in jüngerer Zeit anscheinend in die Nähe des westlichen Teils der Grenze von Sudan und Südsudan verlagert hat.

die Sprache der LRA. Es handelt sich hier also nicht etwa nur um eine „Übersetzung", sondern um eine Art rationalistischer Umdeutung und Rechtfertigung des Ideensystems der LRA-Führung (Branch 2011: 69–71; 2010: 40f.).

[24] Von diesen fünf sind heute nur noch Kony und Dominic Ongwen am Leben. Ongwen wurde 2015 inhaftiert und dem ICC übergeben. Zur heftigen Diskussion über die „intervention" des ICC in den Kreisen von lokaler „Zivilgesellschaft", humanitären Organisationen und SozialwissenschaftlerInnen vgl. Allen (2006: bes. Kapitel 4 und 5).

Ein maßgeblicher Faktor für diese Entwicklung war die Veränderung der Lage zwischen den Konfliktparteien im sudanesischen Bürgerkrieg, die 2005 zu einem Friedensvertrag zwischen der Regierung Sudans und den südsudanesischen Rebellen und letztlich zur Unabhängigkeit Südsudans führte. Zuvor war es im Jahr 2002 zu einem Abkommen zwischen den Regierungen Sudans und Ugandas betreffend die Bekämpfung der LRA gekommen (zum Beispiel Atkinson 2010b: 206–208). Entsprechend diesem Abkommen stellte die Regierung in Khartum offiziell ihre Unterstützung für die ugandischen Rebellengruppen ein und verpflichtete sich, desertierte Mitglieder oder entkommene Entführte der Rebellen an humanitäre Organisationen oder die ugandische Regierung zu übergeben, sodass diese die Amnestie in Anspruch nehmen konnten (ebd.). Dies schwächte die militärische Lage der verbliebenen nordugandischen Rebellengruppen entscheidend und war unter anderem ein wichtiger Grund für den Friedensvertrag zwischen Kampala und der UNRF II in West Nile. Vermutlich schuf dies auch das wichtigste Motiv für die LRA-Führer, ab 2003 erneut Kontakt und von 2006 bis 2008 offiziell Verhandlungen mit der ugandischen Regierung aufzunehmen.[25]

Die „Zeit des Friedens“

Als sich im Jahre 2006 die LRA nach ungefähr 27 Jahren[26] Bürgerkrieg in Norduganda (einschließlich der bürgerkriegsartigen Geschehnisse in West Nile) aus Ugandas Staatsgebiet zurückzog, dauerte es noch einige Jahre, bevor sich die Zivilbevölkerung in Acholiland sicherer zu fühlen begann und nicht mehr oder nur noch wenig mit erneuten Überfällen der Rebellengruppe rechnete. Die meisten von denen, die in den von der Regierung eingerichteten sogenannten Schutzlagern lebten, kehrten auf ihre Gehöfte zurück und begannen nach und nach wieder ein geordnetes und „friedliches“ (oder besser gesagt: deutlich gewaltärmeres) Leben zu führen. Viele Familien wussten und viele wissen jedoch bis heute nicht, ob ihre während des Krieges entführten Kinder noch leben und wo sie sich aufhalten. Viele Acholi, vor allem jene, die auf den Dörfern und in den Lagern lebten, schauen auf höchst leidvolle Jahre zurück. Sie hatten die Überfälle auf die Dörfer, die grausame Ermordung von ZivilistInnen durch RebellInnen (sowie besonders in früheren Bürgerkriegsphasen öfter auch Mordtaten und sogar Massaker durch Regierungskräfte) erlebt. Hinzu kommt der in diesem ländlichen und ökonomischen Kontext besonders schmerzhafte und

[25] Für eine sowohl kondensierte als auch detaillierte Darstellung der Verhandlungen zwischen Regierung und LRA vgl. vor allem Atkinson (2010a), ferner Podszun (2011: Kapitel 5.1).

[26] Dies jedenfalls, wenn man die Ereignisse in Uganda anders periodisiert als der unter Intellektuellen hegemoniale Diskurs und die bewaffneten Kämpfe dazurechnet, die ab dem Ende von Amins Herrschaft 1979 und in den frühen 1980er Jahren in dessen Heimatregion West Nile stattfanden. Die weitgehende Ausblendung dieser Geschehnisse in West Nile und generell die thematische Marginalisierung dieser Zeitphase in Ugandas Geschichte (und überhaupt des Bürgerkrieges in Uganda) ist kennzeichnend für den latenten Acholizentrismus des sog. „Gegendiskurses“, der unter „kritischen“ Intellektuellen inzwischen dominant ist.

extrem folgenreiche Verlust von Hunderttausenden von Rindern – durch Viehräuber sowie durch die Plünderung oder Enteignung seitens von Regierungssoldaten. Viele ZivilistInnen haben selbst eine, mitunter nur kurzfristige, Entführung durch die RebellInnen überlebt. Nach den vorliegenden Daten aus quantitativen Untersuchungen sind rund 40 % der zwischen 1976 und 1992 geborenen männlichen Einwohner Acholilands irgendwann für längere oder kürzere Zeit entführt worden (Blattman/Annan 2010: 133f.).

Vor diesem Hintergrund gilt zu berücksichtigen, dass nicht nur die meisten der zurückgekehrten ehemaligen KindersoldatInnen extremtraumatisiert[27] sind, sondern auch äußerst viele Mitglieder der Zivilbevölkerung aus Acholiland und den benachbarten Gebieten Nordugandas. Die Rebellen der aus Acholiland stammenden LRA verübten ihre kriegerischen Aktivitäten und Überfälle zwar überwiegend, aber keineswegs nur an der Zivilbevölkerung im Hauptsiedlungsgebiet ihrer eigenen Volksgruppe, sondern ebenso in den benachbarten Gebieten der ehemaligen Distrikte Lango, Teso, West Nile und Madi.

2.4 Merkmale der biographischen Selbstdarstellungen der Ex-KindersoldatInnen[28]

Im Folgenden wollen wir uns zunächst auf die biographischen Selbstdarstellungen der Ex-KindersoldatInnen konzentrieren. Hier zeigten sich bei der Analyse sowohl der Einzel- als auch der Gruppeninterviews einige sehr charakteristische und fast durchgängige Merkmale:

a) Die Ex-RebellInnen *erzählen* detailliert über etliche *Erlebnisse* aus ihrer Zeit bei der *LRA* und vor allem sehr ausführlich über die konkrete *Situation ihrer Entführung* und die unmittelbar nach der Entführung miterlebten oder erzwungenermaßen begangenen Morde an Mitgefangenen, die zu fliehen versucht hatten. Auffallend

---

[27] Wir verwenden diesen Begriff in Abgrenzung von Traumatisierungen, die sich auf einzelne erlebte traumatisierende Situationen beziehungsweise traumatisierende kürzere Zeitphasen beziehen (vgl. Grubrich-Simitis 1979), unter denen Menschen in Acholiland immer wieder zu leiden haben. Es war Bruno Bettelheim (1979), der im Zusammenhang seiner eigenen Erfahrung im Konzentrationslager den Begriff der Extremsituation einführte. Er betonte dabei vor allem die Unausweichlichkeit einer Lebenssituation des Gefangenseins, ihre ungewisse Dauer und die permanente Bedrohung des Überlebens. Bei Niederland (1980: 10) gehört das „Leben in einer Atmosphäre der ständigen Bedrohung eines anfänglich unverstandenen, namenlosen, dann immer näher rückenden Verhängnisses“ zu den wesentlichen Bedingungen der Extremtraumatisierung. Des Weiteren betont Niederland auch die Folgen der Traumatisierung hinsichtlich „der Verunsicherung aller mitmenschlichen Bezüge und Kontakte“.

[28] Alle im Folgenden zitierten Interviews wurden auf Luo geführt und von unseren Feldassistenten G. Okello oder G. Ochan ins Englische übersetzt. Wir zitieren (ohne Korrekturen) nicht die mündliche, sondern G. Okellos und G. Ochans nachträgliche schriftliche Übersetzung der in Luo gesprochenen und transkribierten Passagen.

bei den Erzählungen über die Entführung ist, dass nie eine unterlassene Hilfeleistung von Erwachsenen beklagt oder auch nur angedeutet wird. Dies bedeutet allerdings nicht, dass die Entführten die Situation nicht als eine solche erlebten, in der sie völlig hilflos und ohne Unterstützung von anderen der Aggression der sie überfallenden Rebellen überlassen wurden. Die detaillierte Erzählung, die teilweise hypermnestischen Erinnerungen an bestimmte sehr leidvolle Erlebnisse zu Beginn dieser extrem traumatisierenden Phase ist dem massiven und abrupten Einbrechen in die Alltagswelt der Kinder und Jugendlichen geschuldet, bei dem auf sehr grausame Weise deren „frühere Lebenslinie … abgeschnitten" wurde und deren Leben danach sich dramatisch von ihrem Leben davor unterschied (vgl. Niederland 1980: 229). Allerdings nehmen wir an, dass diese Erzählungen auch die Funktion haben, die Machtlosigkeit in dieser Situation und die Entführung gegen den eigenen Willen zu belegen. Die Ex-KindersoldatInnen spürten – wenigstens in den Gesprächen mit uns oder in unserem Beisein – den Bedarf darzulegen und zu plausibilisieren, dass sie nicht freiwillig zur LRA gingen und auch nicht freiwillig im „Busch" blieben.

b) Fast durchgängig sind ihre Angaben über Alter, Jahreszahlen oder die zeitliche Dauer bestimmter Lebensphasen oder Ereignisse mehr oder weniger Schätzungen, die meist inkonsistent sind und oft über etliche Jahre abweichen. So zeigten sich bei der Auswertung meist Unstimmigkeiten zwischen den Angaben über das Alter bei der Entführung, die Dauer der Zeit bei der LRA, das Alter bei der Rückkehr aus dem „Busch" oder über den Zeitraum, seitdem man wieder zurück ist.[29] Zunächst kann dies aufgrund der geringen behördlichen beziehungsweise staatlichen Durchdringung und Vermessung von ländlichen Verhältnissen wie in Norduganda, in denen zum Beispiel die Anmeldung von Geburten oder die Einschulung behördlich nicht sehr stark kontrolliert werden, erklärt werden. Generell können wir nicht erwarten, dass Menschen in dieser Region der Zeitmessung auch in kalendarischer Art viel Gewicht beimessen. Darüber hinaus können wir auch davon ausgehen, dass etliche der Ex-RebellInnen als Folge ihrer Traumatisierung ein verändertes Zeitgefühl – insbesondere bezüglich der Dauer ihrer Zeit bei der LRA – haben. Dies wurde besonders bei Lydia deutlich, die in den Interviews mit ihr immer wieder sehr bestimmt genaue Zeitangaben macht, die sich jedoch erheblich widersprechen. Besonders auffällig war dies hinsichtlich des Alters ihres dritten Kindes. G. Rosenthal sprach mit ihr sowohl während ihrer

[29] Die Interviewten geben zwar oft die Schulklasse zum Zeitpunkt der Entführung an, daraus lässt sich aber aufgrund von häufig längeren Unterbrechungen des Schulbesuchs nur ein Mindestalter schätzen. Das vermerkte Datum der Rückkehr aus dem „Busch" auf Bescheinigungen, die den Zurückgekehrten ausgestellt wurden, ist dagegen wohl meistens verlässlich. Allerdings muss auch hier einschränkend vermerkt werden, dass anscheinend viele aus Angst (vorwiegend wohl vor der LRA) sich nicht oder erst lange Zeit nach ihrer Rückkehr registrieren ließen. Aufgrund der detaillierten Erzählungen der in diesem Kapitel vorgestellten Ex-RebellInnen über deren Rückkehr und Zeit in den Aufnahmezentren können wir dagegen bei ihnen vermutlich von einem korrekten Datum der Rückkehr ausgehen.

Schwangerschaft, ein Jahr nach der Geburt dieses Kindes sowie nach einem weiteren Jahr. Doch Lydia erklärte in der dritten Begegnung, ihr Kind sei vor einem Jahr geboren.

c) Die Ex-KindersoldatInnen *erzählen* über etliche Situationen, in denen sie sich im *öffentlichen oder beruflichen Leben* diskriminiert und häufig als Außenseiter in ihrer jeweiligen Wir-Gruppe oder ihrem jeweiligen Umfeld fühlen. Einige erklären uns, dass sie lernen mussten, ihre sie stigmatisierende Vergangenheit im „Busch“ zu verheimlichen. Manche von ihnen sind deshalb von der Familie, die im Dorf wohnt, weg- und in die Stadt gezogen.

d) Sie *erzählen* – meist jedoch erst auf Nachfrage der InterviewerInnen – von etlichen Situationen der *Diskriminierung in ihren Herkunftsfamilien* und *argumentieren* über ihre schwache und marginalisierte Position in ihren Familien sowie in ihren Dorfgemeinden oder Siedlungsgemeinschaften. Sie sprechen teilweise auch über verwehrte Rückkehrmöglichkeiten auf die Gehöfte ihrer Familien. In diesem Zusammenhang wird immer wieder auch zugegeben, dass sie unter bestimmten Umständen – wenn zum Beispiel der im „Busch“ zwangsverheiratete Ehemann oder der ihnen zugeordnete Kommandeur noch leben würde – wieder in den „Busch“ zurückkehren würden. Doch sie klagen meist niemanden für von ihnen erlebte Stigmatisierungen oder Diskriminierungen an: weder ihre Familien noch andere ZivilistInnen, noch die Regierung und schon gar nicht die LRA-Führer. Wir nehmen an, dass die Ex-RebellInnen die Sichtweise der LRA-Führung verinnerlicht haben, dass diese Minderjährige rekrutieren musste, weil die erwachsenen Acholi die Rebellen im Stich gelassen hatten. Die Entführungen waren also aus ihrer Sicht notwendig.

e) Sie *argumentieren* und rechtfertigen sich für ihre Zeit bei der LRA. Diese Argumentationen zeigen auch Verärgerung darüber, dass man ihnen unterstellen könnte, sie seien freiwillig bei der LRA geblieben. So vermerkt zum Beispiel ein Ex-Rebell ironisch: „Ich habe keine Bewerbung für die Aufnahme in die LRA geschrieben.“ Sie rechtfertigen ihren langen Verbleib bei der LRA vor allem damit, dass jeder Fluchtversuch mit einer hohen Wahrscheinlichkeit einherging, dass man wieder gefangen genommen und auf die unmenschlichste Weise gemartert und getötet wurde. Um diese Gefahr zu belegen, werden sehr detaillierte Geschichten über solche Verläufe bei Mitentführten erzählt.

Detaillierte Erzählungen über die Situation der Entführung

Lydias[30] (zwischen 1989 und 1991 geboren) Erzählung über die Situation ihrer Entführung im Mai 2003[31] verdeutlicht sehr anschaulich die von den KindersoldatInnen erlebte völlige Machtlosigkeit, die traumatisierenden Erlebnisse in den ersten Tagen der Entführung und das mit der Erzählung kopräsente, aber nicht angesprochene Thema, dass keiner der bei der Entführung anwesenden Erwachsenen der Dorfgemeinschaft die Kinder schützen konnte oder zu beschützen versuchte. Da uns nicht nur ein Interview mit Lydia vorliegt, sondern auch Interviews mit ihrer Mutter, ihrer älteren Schwester Sara, ihren zwei jüngeren Brüdern Timmy und Sven und alle diese Personen detailliert über die Situation der Entführung von Lydia erzählen, wollen wir auf diese Erzählungen an dieser Stelle etwas genauer eingehen. Übereinstimmend berichten alle, dass sie mit anderen DörflerInnen, Familienmitgliedern und etlichen Kindern im Schulgebäude des Dorfes Zuflucht gesucht hatten. Lydia, erzählt, dass die Rebellen in die Schule eindrangen und einige Kinder aufforderten mit ihnen zu gehen, neben ihr auch ihre Cousine. Betrachten wir zunächst die Passage in Lydias Eingangserzählung, um diese dann mit weiteren Details zu kontrastieren, die erst auf Nachfragen der Interviewerin genannt wurden:

> "When they ((LRA)) reached, they began dismantling the school gate, we could hear the sound ((gate dismantling noise)) and bombs from our makeshift, there were only three soldiers guarding the seminary, they entered and abducted several students. When the Buffalo ((armored military vehicle)) came and began firing at the rebels, they ran came and got us in our hideout and they took me and a daughter of uncle ((father's brother)). Then we started walking with them."

Während wir hier nur wenige Details über die Umstände ihrer Entführung erfahren, erzählt Lydia im Anschluss an die zitierte Textstelle sehr detailliert über die bereits am ersten Tag erzwungenen Morde an mitentführten Kindern aus der Schule, an

---

[30] Lydia wurde von Gabriele Rosenthal im Dezember 2014 sowie im Dezember 2015 interviewt. Des Weiteren führte G. Rosenthal ein Interview mit Lydias Mutter (Dezember 2015), mit der älteren Schwester (Januar 2015) sowie mit beiden jüngeren Brüdern (Dezember 2015 und Januar 2016). All diese Interviews waren von Lydia arrangiert worden. Neben ihr waren bei allen Interviews mit Angehörigen etliche weitere Familienangehörige anwesend, sodass die Interviewerin im zweiten Teil des Gesprächs in die Durchführung eines Familieninterviews überging. Lydia war zudem beteiligt an einer Gruppendiskussion mit drei Ex-RebellInnen im Januar 2015 (vgl. Bogner / Rosenthal 2016) sowie an dem Workshop im Juni 2017.

[31] Dieses Datum von 2003 ergibt sich aus Quellenrecherchen, da über den Überfall auf diese Schule in den Tageszeitungen berichtet wurde. Lydia hatte dagegen von 2001 gesprochen und dass sie damals 12 Jahre alt war und 1989 geboren sei. Damit wäre sie entweder später geboren oder 2003 älter als 12 Jahre gewesen. Es ist auch möglich, dass sie bei der Entführung versucht hat, ein jüngeres Alter anzugeben, um zum Beispiel einer Zwangsverheiratung zu entgehen.

denen sie sich beteiligen mussten. Nachdem sie einige Zeit mit den Rebellen gelaufen waren, wurden sie gefragt, ob jemand eine Pause machen wollte und

> "one of the pupils responded that himself. The rebels responded that they wanted to show how people can rest. He was made to lie flat back facing up and we were ordered to pass while stepping on him. When we walked and reached under a mango tree, they again asked who else wanted to rest. Every abductee began sighting at each other's face because the boy who said he had wanted to rest had been killed."

Nachdem dieser Junge zu Tode getreten worden war, mussten sie einen anderen Mitgefangenen so lange mit einem Stock schlagen, bis auch dieser tot war. Lydia wird danach aufgefordert, die Gehirnmasse des erschlagenen Jungen auf einer Schaufel zu tragen.

Diese traumatisierenden Erlebnisse machen weitere Erklärungen dafür überflüssig, dass an eine Flucht kaum zu denken war. Doch weshalb fällt dagegen die Erzählung über die Situation in der Schule, über die Trennung von der Mutter und von ihren Geschwistern so knapp aus? Betrachten wir Lydias sowie die Erzählungen ihrer Geschwister und ihrer Mutter dazu, wird deutlich, dass auch damit ein Schmerz für Lydia verbunden sein muss, und zwar ein Schmerz, über den sie vermutlich nicht sprechen kann. Ihre Mutter konnte die Entführung ihrer Geschwister verhindern, indem sie Lydia quasi dafür freigab.

Auf die Frage der Interviewerin im Nachfrageteil des Interviews, ob Lydia die Situation der Entführung nochmals genauer erzählen könnte, gibt sie erst an, dass ihre drei Jahre ältere Schwester und ihre beiden jüngeren Brüder, die damals circa elf und sechs Jahre alt waren, mit anwesend waren. Auf den Befehl der Rebellen hätten alle Kinder aufstehen müssen, aber dank der Intervention ihrer Mutter sei nur sie entführt worden. Lydia führt dies aus, in dem sie zunächst nur von „anderen Geschwistern" spricht:

> "Other siblings were there but my mother cried to the rebels that don't arrest all of them. My mother said please do not abduct all, leave me at least one."

Ihre Erklärung dafür, dass die Wahl auf sie selbst fiel, sei das junge Alter ihrer Brüder. Über die Schwester spricht sie in dieser Sequenz nicht. Lydias ältester Bruder Timmy, der diese Situation der Entführung seiner Schwester sehr eindrücklich im Interview erzählt und auch über die Intervention seiner Mutter spricht, gibt an, seine Mutter habe sich auf die älteste Schwester Sara gelegt. Sara selbst berichtet jedoch, dass sich eine sehr dicke Frau auf sie gelegt habe und sie so geschützt worden sei. Wie dramatisch für alle die Situation war, erfahren wir vom jüngeren Bruder Sven. Auch er hat das Erlebte noch deutlich in Erinnerung. Die Rebellen hätten wild um sich geschossen, er wollte aufstehen und sehen, was da vor sich geht, seine Mutter habe ihn nach unten gezogen. Dann sei er von einem Rebellen am Arm gepackt worden,

musste aufstehen und die Mutter hätte geschrien: „nehmt ihn nicht, er ist noch zu jung“, da hätte der Rebell die Mutter erschießen wollen, doch der Kommandeur hätte dies verhindert. Doch der Junge, der neben ihm stand, bekam einen Kopfschuss, die Gehirnmasse landete auf Sven. Sven führt aus, er hätte es später, als sie ins Haus zurückgingen, noch gerochen und das von der Mutter zubereitete Essen verweigert.

Wie spricht die Mutter über diese Situation? Die Erzählung wird von ihr mit der Bemerkung eingeleitet: „And this one ((die Mutter deutet auf Lydia)) was then abducted, when she was very young.“ Mit vollem Stolz über ihren Mut erzählt die Mutter in Anwesenheit von Lydia, wie sie ihre beiden Söhne vor der Entführung geschützt habe. Die ältere Tochter erwähnt sie in diesem Zusammenhang nicht, führt auch Lydia als ihre älteste Tochter ein und vermeidet damit im Interview zu erwähnen, dass Sara von einem anderen Mann stammte, sie bereits schwanger mit ihr war, als sie den Vater von Lydia heiratete. Dies erfahren wir von Sara und von Lydia, die in den Interviews mit ihnen auch erklären, dass Sara auf dem Gehöft des Vaters von Lydia nicht als Tochter anerkannt wurde.

Lydia sitzt im Interview mit der Mutter neben der Interviewerin und rückt bei den Ausführungen über die Entführung auch näher an die Interviewerin heran. Überhaupt nimmt Lydia im Gespräch fast nur Blickkontakt mit der Interviewerin auf. Da diese spürt, wie sehr Lydia zunehmend erstarrt, stellt sie die Frage: „Wie geht es dir dabei, davon zu hören?“ Die Antwort von Lydia lautet: „Ich habe Angst.“ Dass diese Angst beziehungsweise Lydias Empfinden bei diesem Interview mit der Mutter nicht nur ein Ausdruck des sich Wiedererinnerns an die Situation der Entführung ist, sondern auch der gefühlten Ablehnung durch die Mutter geschuldet war, zeigt die Auswertung des Interviews, auf das wir im Folgenden nochmals eingehen werden. Deutlich wird jedenfalls, dass Lydia das Verhalten der Mutter in der damaligen Situation – wie auch in der Gegenwart des Interviews – nicht in Frage stellen kann. Bezeichnend ist auch, dass es im Interview mit der Mutter, in das gegen Ende auch die anwesenden Verwandten der Mutter einbezogen werden, nur um die „Schuld“ von Lydia geht. So versichern sich die GesprächsteilnehmerInnen gegenseitig, dass Lydia „niemanden“ getötet habe (dies bezieht sich entsprechend den vorherrschenden Diskursen nur auf andere RebellInnen oder ZivilistInnen und nicht etwa auf gefangene Regierungssoldaten).

Erzählungen über Diskriminierungen im öffentlichen Leben und in der Familie

Ob in den Einzelinterviews mit den Ex-KindersoldatInnen, oder in den Gruppendiskussionen mit ihnen, ein durchgängiges Thema sind die von ihnen erlebten Diskriminierungen, sowohl in den Kern- und Großfamilien, in den Dorfgemeinschaften, in der Stadt sowie im Arbeits- oder Berufsleben. Vor allem die Frauen erzählen darüber, wie auch ihre Kinder – insbesondere, wenn diese im „Busch“ geboren wurden – Hänseleien bis zu körperlicher Gewalt erleben müssen. Zu den Hänseleien gehört unter anderem, dass die Kinder mit dem Namen „Kony“ gerufen werden. Dies

erzählt auch Ivonne, die mit einem Mädchen und einem Jungen nach sechs Jahren aus dem „Busch“ zurückkam:

> “In our place there were no people who returned with children from the bush. Thus people would always say let us go and see the children of Kony whether they look like human beings. My mother would always close the children inside to avoid the sight of the crowd. My boy used to play with fellow children but every time they kept calling him ‘Kony from the bush’.”[32]

Ivonne zog die Konsequenz aus dieser Situation und zog mit ihren beiden Kindern nach Gulu, weit weg vom elterlichen Gehöft. Auch Lydia, deren Kinder erst nach der Rückkehr aus dem „Busch“ geboren wurden, spricht darüber, wie stark sie selbst und ihre Kinder aufgrund ihrer Vergangenheit bei der LRA von den Angehörigen der Familie ihres Mannes ständig gehänselt werden. Lydia, die nach vier Jahren und einer Zwangsverheiratung mit einem LRA-Führer sowie schweren körperlichen Misshandlungen fliehen konnte, hatte nach der Rückkehr wieder geheiratet. Als sie mit dem dritten Kind 2014 schwanger wurde, erfuhr ihr zweiter Ehemann, der alkoholkrank und ihr gegenüber massiv gewalttätig war, von ihrer Vergangenheit bei der LRA und verwies sie daraufhin vom Gehöft seiner Familie. Sie lebt nun wieder auf dem Gehöft ihres in ihrer frühen Kindheit verstorbenen Vaters und ihres mit ihrer Mutter verheirateten Onkels väterlicherseits in der Nähe von Gulu. Ihr Ehemann lebt und arbeitet, seitdem er erfahren hatte, dass Lydia bei der LRA war, in Kampala und vermeidet den Kontakt zu Lydia und seinen Kindern. Lydia hatte mit anderen Worten diese Vergangenheit zunächst zu verbergen versucht. Nachdem diese bekannt wurde, verhielt sich auch die Familie ihres Mannes ihr gegenüber anders. Wie ihr Mann bezichtigten seine Angehörigen Lydia insbesondere der Besessenheit durch schädliche Geister. Ganz ähnlich verhält es sich nun auf dem Gehöft ihres verstorbenen Vaters. Sie versucht sich gegen diese von ihr als ungerechte Diskriminierung erlebten Zuschreibungen zu wehren, die mittlerweile auch ihre Kinder treffen, und versucht, vor allem außerhalb der Familie, dieses Stigma zu verbergen. Auf die Bitte der Interviewerin, mehr über die Diskriminierungen zu erzählen, meint sie: Wenn ihr erster Ehemann im „Busch“ noch leben würde, wäre sie vermutlich schon längst wieder zu ihm zurückgekehrt.

Von dieser Art von Bezichtigungen von Besessenheit, die auch von den eigenen Familienangehörigen geäußert werden, erzählten die meisten unserer Interviewten. Maria, die mit elf Jahren entführt worden war, erzählt unter anderem, dass ihre Großmutter sie einmal im betrunkenem Zustand als Satans Tochter beschimpft habe und gesagt habe, sie wäre wohl besser im „Busch“ gestorben.

[32] Dieses Zitat stammt aus einer von Artur Bogner im Dezember 2015 geführten Gruppendiskussion mit Ex-RebellInnen.

Ebenso erleben die Zurückgekehrten Kontaktabbrüche, wenn Partner, Arbeitgeber, Bekannte oder Freunde von ihrer Vergangenheit im „Busch“ erfahren. Johann, der mit zehn bis zwölf Jahren entführt worden war, erzählt:

> “When my girlfriend learned about my time in the bush she told me you are from the bush you have bad spirit over my head and so on. So she decided we have to separate.”

Diese Zuschreibungen beschädigen das Selbstwertgefühl der Ex-RebellInnen vor allem deshalb so stark, weil sie selbst auch an böse Geister glauben und, weil sie das ihnen zugeschriebene Image einer „Buschmentalität“ oder „Rebellenmentalität“ internalisiert haben. Überhaupt kämpfen sie mit einem beschädigten Selbstbild, werden in Tag- und Nachtträumen verfolgt von den erlebten traumatisierenden Ereignissen und den von ihnen begangenen Morden. Etliche von ihnen versuchen, diese auch vor sich selbst zu verleugnen. Damit fügen sie sich schon fast protestlos in ihre Außenseiterposition in den Familien und generell in der Gesellschaft der Acholi oder des Acholilandes ein. Um ihre Position nicht noch weiter zu schwächen – so unsere Annahme – klagen sie auch niemanden an und versuchen ihr Bestes zu tun, um sich in die Familien, Dorf- oder auch Stadtgemeinden zu integrieren. Dies führt auch zu der schon sehr gespalten anmutenden Figuration, dass sie sich den in ihren Dorf- oder Klangemeinschaften herrschenden Ältesten und deren Entscheidungen – zum Beispiel keine Stimme in den Versammlungen zu haben, oder keinen Anspruch auf Land zu haben – unterwerfen, über die sie von Joseph Kony und anderen Kommandeuren gelernt hatten, dass diese zu den „unreinen“, zu den „unechten“ oder „verdorbenen“ Acholi gehören, denen sie einen Status ähnlich dem von Untoten zuschrieben.

2.5 Zur Position der Ex-KindersoldatInnen in ihren Familien und Siedlungsverbänden

Die geschwächte Position der zurückgekehrten Ex-KindersoldatInnen in den Familien wurde außer in den Interviews mit ihren Angehörigen sehr deutlich in den Familiengesprächen, an denen die Ex-RebellInnen ebenfalls teilnahmen. Zwischen ihnen und den nicht entführten Familienangehörigen ließ sich immer wieder eine deutliche Distanz, ein gewisser Respekt bei einer gleichzeitigen Anklage- oder Vorwurfshaltung gegenüber den Ex-RebellInnen, und eine Entfremdung zwischen ihnen beobachten. Mit Argumentationen über die mutmaßlichen Traditionen der Acholi werden den Ex-RebellInnen zum Teil ihre Rechte auf Land oder gar die Rückkehr auf die Gehöfte der elterlichen Familien abgesprochen. Dominant sind in den Gesprächen mit den nicht oder nur kurze Zeit entführten ZivilistInnen Erzählungen über das in der Vergangenheit Erlittene, das eigene Leiden unter der LRA und die schwierige ökonomische Situation in der Gegenwart. Beklagt wird unter anderem

auch, dass man von Nachbarn oder anderen Angehörigen der Siedlungsgemeinschaft Kompensationsforderungen zu fürchten hat für die von den zurückgekehrten Ex-RebellInnen möglicherweise begangenen Morde. In etlichen Gesprächen wird auch darüber gesprochen, dass die in der Umgebung lebenden Verwandten über die Rückkehr der Kinder nicht erfreut seien, weil ihre eigenen Kinder noch vermisst werden oder bereits als tot gelten.

Vor dem Hintergrund des Selbsterlittenen, vor allem vor dem Hintergrund der eigenen Zeugenschaft der Gewalttätigkeiten der KindersoldatInnen der LRA bei Überfällen auf ihre Gehöfte oder auch Schutzlager ist die emotionale Distanz bis hin zu einer gewissen Furcht vor den zurückgekehrten Ex-RebellInnen nachvollziehbar. Damit erklären wir uns die deutliche Ambivalenz in der Haltung der ZivilistInnen gegenüber den Ex-RebellInnen, d.h. auch gegenüber ihren eigenen Kindern. Auf der einen Seite erweisen die Angehörigen den zurückgekehrten Ex-KindersoldatInnen einen gewissen Respekt, auf der anderen Seite tendieren sie dazu, die Zurückgekehrten zu stigmatisieren und faktisch zum Symptomträger für Probleme in der Großfamilie oder Dorfgemeinde zu machen. Der Respekt manifestierte sich unter anderem darin, dass bei allen Familiengesprächen die Ex-SoldatInnen neben der Interviewerin, dem Feldassistenten und dem männlichen „Ältesten“ der Familie oder der Verwandtschaftsgruppe die einzigen waren, die auf einem Stuhl und nicht auf der Erde saßen. Auch wenn dies der Höflichkeit gegenüber einem Gast, der nicht auf dem Gehöft wohnt, geschuldet sein kann, drückt es dennoch eine gewisse Distanz aus.

So saß auch Lydia mit der Interviewerin und dem Feldassistenten Geoffrey Okello auf einer Bank, während die Mutter und andere weibliche Angehörige auf einer Decke vor ihnen auf dem Boden saßen. Weiterhin saß der ältere Bruder der Mutter, auf dessen Gehöft sie zum Zeitpunkt des Interviews lebte, etwas abseits auf einem Stuhl. Jüngere männliche Angehörige hatten sich ebenfalls auf dem Boden niedergelassen.

Lydias Mutter lebte zum Zeitpunkt des Interviews, getrennt von ihrem ausgesprochen gewalttätigen und alkoholkranken zweiten Ehemann, wieder bei ihrer mütterlichen Familie (Lydias Vater war bereits einige Jahre vor ihrer Entführung verstorben und der Bruder des Vaters hatte die Mutter als Ehefrau sowie Lydia als „Stieftochter“ in einer Leviratsehe „geerbt“). Im Frühjahr 2017 erfuhren wir, dass sie inzwischen wieder zum Ehemann zurückgezogen war. Dieses Muster des Weggehens nach gewalttätigen Übergriffen des Ehemanns und des späteren Zurückkehrens durchzieht diese Ehedynamik, die sich auch bei Lydia wiederfindet. Der zweite Ehemann von Lydias Mutter war jedenfalls in der Vergangenheit immer wieder – wenn er betrunken nach Hause gekommen war – sehr gewalttätig gegenüber der Mutter und den Brüdern Lydias geworden. Unter anderem hatte er, in der Gegenwart vom jüngsten Bruder Sven, Lydias Mutter mit einem Beil lebensgefährlich verletzt. In einer anderen Situation hatte er ihr die Zähne ausgeschlagen. Der ältere Bruder Timmy erzählt davon, wie er bereits als Kleinkind von diesem Mann körperlich misshandelt wurde. Lydias Mutter war mehrmals nach derartigen Misshandlungen gegen sie oder ihre Kinder auf das Gehöft ihrer Herkunftsfamilie geflüchtet, nach ein

paar Jahren jedoch wieder zurückgekehrt. Dieses Gehöft liegt circa 20 km von dem Dorf und Gehöft entfernt, auf dem Lydia mit ihren Kindern und mit ihren beiden Brüdern lebt. Auch sie fürchtet sich vor ihrem „Stiefvater", der sich entsprechend der Tradition in der rechtlichen und rituellen Position ihres Vaters sieht, jedoch, wie sie erklärt, keinerlei Verantwortung für sie und ihre Kinder übernimmt.

Trotz der geographischen Nähe der beiden Gehöfte hatten Mutter und Tochter sich seit mehreren Jahren (Lydia gibt fünf Jahre an) nicht mehr gesehen und nur kurz nach Lydias Rückkehr von der LRA etwas Kontakt gehabt. Der Besuch bei der Mutter war auf Wunsch von Lydia arrangiert worden, deren Angst vor der Begegnung auf der gemeinsamen Autofahrt mit der Forscherin und dem Feldassistenten zum Gehöft – dessen genaue Lage Lydia nicht angeben konnte – sehr spürbar war.

Die Mutter begrüßte ihre Tochter mit demonstrativen Gesten der Freude. In der weiteren Begegnung wirkte die Beziehung zwischen beiden hingegen sehr unterkühlt. Auffallend war unter anderem, dass die Mutter ihre Tochter nie direkt ansprach, sondern nur in der dritten Person über sie sprach. Lydia wirkte sehr eingeschüchtert, schaute meist auf ihre eigenen zusammengefalteten Hände, nahm nur wenig nonverbalen Kontakt mit ihrer Mutter auf und suchte die Nähe zur Interviewerin. Obwohl Lydias Mutter von Lydias ausgesprochen prekärer ökonomischer Situation erfuhr – unter anderem dass der Ehemann nichts von seinem Verdienst an Lydia und die Kinder abgebe –, wurde am Ende des Gesprächs der Interviewerin eine große Tüte mit Maiskolben geschenkt und Lydia erhielt kein Geschenk.

In gewisser Weise saß bei diesem Gespräch die aus dem „Busch" zurückgekehrte Tochter auf der Anklagebank; auch wenn sie explizit „freigesprochen" wurde, weil sie – so die Überzeugung der Mutter – „niemanden" ermordet habe. Mit anderen Worten: Wenn Lydia jemanden ermordet hätte, dann wäre sie „schuldig". Dies verhält sich in der Familie von Johann[33] (circa Jahrgang 1990) nun ganz anders. Hier ist bekannt, dass Johann dazu gezwungen worden war, seine Eltern zu ermorden. In den vier in dieser Familie geführten Gesprächen sitzt der Ex-Kindersoldat mehr oder weniger explizit auf der Anklagebank: Es geht um seine Schuld; es wird erklärt, dass die Geister ihm bisher nicht verziehen haben und daher auch kein Versöhnungsritual – oder Ritual der (spirituellen) Reinigung – stattfinden könne. Johann, der im Alter von circa 10 Jahren im Jahr 2000 entführt wurde, war bei einem Überfall auf das Dorf väterlicherseits von einem mit der mütterlichen Familie verwandten, aber verfeindeten Kommandeur gezwungen worden, seine Mutter und seinen Vater zu töten. Deshalb konnte er nach der Rückkehr 2007 weder zur Familie seines Vaters noch zur Familie seiner Mutter zurückkehren und lebt heute in der Stadt. Entschieden wird der Interviewerin von dem Bruder der Mutter erklärt, dass Johann ganz allein für die begangenen Morde verantwortlich zu machen sei und nicht sein Kommandeur, der habe ja nur den Befehl gegeben. Dies wird von ihm mit der Tradition der Acholi

[33] Zu einer ausführlichen Diskussion der biographischen Interviews mit Johann und des Dialogs in seiner mütterlichen Familie siehe Kapitel 3.

legitimiert. Johanns Onkel geht noch weiter und legitimiert Joseph Kony, der alles befehlige, mit den Worten, dass dieser aber sehr in Ordnung sei.

Die vier Familiengespräche auf dem Gehöft von Johanns Familie mütterlicherseits, auf die wir später noch ausführlicher eingehen werden (vgl. Kapitel 3), waren von ihm vorgeschlagen und verabredet worden. Er hatte sich vergeblich erhofft, dass man ihm verzeihen würde, wie er es auch explizit einforderte, und man ihm ein Leben auf dem Gehöft zugestehen würde. Dies wurde im vierten Gespräch von seiner Großmutter unterstützt, jedoch von seinem Großvater mit der Forderung verbunden, dass die Forscherin ihm den Bau einer Hütte finanzieren müsse. Da bei diesem Gespräch sein Onkel Frank (Jahrgang 1962), der älteste Bruder seiner Mutter und Oberhaupt auf dem Gehöft, (vermutlich betrunken, wie unser Feldassistent und auch unser Fahrer vermerkten) fehlte und in seiner Hütte verblieb, galt dies auch nur als ein Vorschlag, der von Frank noch akzeptiert werden müsste. Die Familie nahm jedoch keinen Kontakt mehr mit der Forscherin auf, die dieses Ansinnen unkommentiert im Raum stehen gelassen hatte. Und Johann selbst erklärte ihr bereits einige Tage nach diesem Familiengespräch, er habe sich von seinen Freunden, die ebenfalls zu den Ex-RebellInnen gehören, davon überzeugen lassen, dass es besser für ihn sei, in der Stadt wohnen zu bleiben, da seine Familie nur am Geld interessiert sei, er keine Rechte auf dem Gehöft hätte und vermutlich irgendwann wieder vertrieben würde.

Während die Fälle von Lydia und Johann sehr deutliche Schwierigkeiten hinsichtlich der Reintegration in die Herkunftsfamilie zeigen, sei auch eine Familie vorgestellt, die – jedenfalls die Kernfamilie – für den Typus einer auffallend gut gelungenen Integration von drei zurückgekehrten KindersoldatInnen und deren Kindern steht: der Fall von Tom und seiner mit ihm bei der LRA zwangsverheirateten Frau Laura, seinen beiden im „Busch“ geborenen Kindern und seiner Cousine Nadja.[34] Alle wurden von Sigmar, dem Vater von Nadja, auf dessen Gehöft aufgenommen, auf dem auch die von ihrem zweiten Ehemann getrennte Mutter Toms und die verwitwete Großmutter der Familie lebten. Sigmar ist der zweitgeborene und Toms verstorbener Vater der erstgeborene Sohn der Großmutter. Ein weiterer, geistig behinderter Sohn lebt mit seiner Ehefrau und einem ebenfalls behinderten Kind auch auf Sigmars Gehöft.

Tom war 1994 mit vermutlich neun oder zehn Jahren entführt worden. Er kehrte 2010 nach 16 Jahren aus dem „Busch“ zurück, weil er bei einem Gefecht mit

[34] In Toms Familie interviewten Gabriele Rosenthal und Artur Bogner seine Ehefrau (Dezember 2015), seinen älteren Bruder (Januar 2015), seine Mutter (Dezember 2015), seine Großmutter (Januar 2015), den Bruder seines Vaters (Dezember 2015), und seine Cousine (Januar 2016). Die Interviews mit der Großmutter, der Mutter und mit der Cousine fanden auf dem Gehöft der mütterlichen Familie statt. Es waren dabei meist alle interviewten Angehörigen wie auch etliche andere Familienmitglieder anwesend und die Einzelinterviews gingen in Familieninterviews über. Mit Tom selbst sind drei biographische Interviews geführt worden. Außerdem war er Teilnehmer von drei Gruppendiskussionen (2015, 2016) mit Ex-KindersoldatInnen sowie des Workshops in 2017. Bis auf das Interview mit dem älteren Bruder von Tom wurden alle Gespräche in Luo geführt.

Regierungssoldaten schwer verletzt „liegen gelassen wurde“ und sich nicht mehr selbst töten konnte, wie er auf Nachfrage eingesteht. Mit anderen Worten er gesteht offen ein, dass er sich damals mit der LRA identifizierte und keineswegs an Flucht dachte. Seine Frau Laura konnte einige Zeit später gemeinsam mit ihren zwei Kindern fliehen. Toms Cousine Nadja war circa 2001 im Alter von ungefähr zwölf Jahren entführt worden und nach etwa eineinhalb Jahren geflohen. Heute ist sie mit einem Ex-Kindersoldaten verheiratet und lebt mit ihm und ihren Kindern in einer größeren Ortschaft etliche Autostunden entfernt vom Gehöft ihres Vaters. Sie berichtet, dass sie auf dem Gehöft ihres Mannes nicht leben könnten, weil sie wie auch ihre drei Kinder drangsaliert und beschimpft werden würden. Die Angehörigen ihres Mannes hatten auch allen anderen Kindern verboten, mit Nadjas Kindern zu spielen. Vor diesem Hintergrund versucht ihr Vater, soweit es ihm möglich ist, sie und ihre Kinder zu unterstützen.

Die gelungene Reintegration dieser zurückgekehrten Ex-KindersoldatInnen in die Familie steht in gewisser Weise in einer familiengeschichtlichen Kontinuität der Zwangsrekrutierung oder freiwilligen Teilnahme der männlichen Angehörigen als Soldaten in bewaffneten Konflikten. Der Großvater Toms und Nadjas war im Zweiten Weltkrieg von der britischen Armee rekrutiert worden, hatte in Burma gegen die Japaner gekämpft und nach seiner Rückkehr als Wildhüter in einem Nationalpark während der ersten Regierungszeit Obotes gearbeitet. Toms Vater – der älteste Sohn auf dem Gehöft – war gleich nach der Schule und Heirat Berufssoldat geworden, hatte sowohl unter der ersten als auch der zweiten Regierung Obotes gedient, war während Obotes Exil Mitglied seiner Guerillatruppe in Tansania und an der Entmachtung Idi Amins beteiligt. Nach der Machtübernahme Musevenis 1986 war er von der der LRA vorangehenden Rebellengruppe „Uganda People’s Democratic Army“ (UPDA) unter starkem Druck mehr oder weniger zwangsrekrutiert worden und hatte später auch als Soldat für die LRA gekämpft. Bereits 1987 – also etliche Jahre vor Toms Entführung – war er im Kampf mit den Regierungssoldaten getötet worden. Seine Ehefrau, Toms Mutter, erzählt von seinem Tod und spricht mit deutlicher Verachtung über die Regierungsarmee. Sie führt aus, dass der Vater Mitglied der LRA war und erzählt detailliert, wie sie persönlich seine Hinterlassenschaft (d.h. Kleidung) von Joseph Kony eingefordert und abgeholt habe. Nach dem Tod ihres Mannes sei sie dann als Ehefrau von einem „Onkel“, einem Bruder oder Verwandten ihres verstorbenen Ehemanns[35] „geerbt“ worden und sei vom Gehöft ihres Mannes, dem jetzt Sigmar vorstand, zum Gehöft ihres zweiten Mannes gezogen. Doch dieser hätte sich nicht um sie gekümmert. Dies sei der Grund gewesen, dass sie zu Sigmar zurückgezogen sei beziehungsweise Sigmar habe sie und ihre Kinder bei sich aufgenommen. Sigmar erklärt, dass Toms Mutter viel älter sei als er selbst, so habe er sie zwar bei sich aufgenommen, jedoch keine sexuelle Beziehung mit ihr unterhalten.

[35] Nach unseren Informationen werden eigentlich nur die Brüder der Mutter als Onkel bezeichnet; doch nach unserer Erfahrung geht dies teilweise – auch aufgrund der Interaktion mit uns deutschen Interviewern und der Übersetzung von unseren Feldassistenten – durcheinander.

So leben heute sowohl die Großmutter als auch die Mutter Toms, ein behinderter Bruder Sigmars mit seiner Familie, sowie einige Geschwister und Stiefgeschwister Toms, ebenso die jüngste Tochter der Großmutter auf Sigmars Gehöft. Alle distanzieren sich deutlich von der Familie des mit der Mutter verheirateten zweiten Ehemanns und dessen Familie, die auf dem Gehöft nebenan leben.

Sigmar übernahm die Rolle des Vaters von Tom, dessen Geschwistern und Halb- oder Stiefgeschwistern. Er wird von ihnen allen auch als Vater anerkannt. Sigmar unterstützte und unterstützt auch noch in der Gegenwart Tom und dessen Ehefrau u.a. in dem Vorhaben, auch im zivilen Leben als Ehepaar zusammenzubleiben. Er setzt sich immer wieder in Gesprächen mit Toms Schwiegereltern für den Verbleib von Tom und dessen Familie auf seinem, Sigmars, Gehöft tatkräftig ein. Toms Schwiegereltern fordern ihre Tochter – u.a. mit dem Argument des (wie hier sehr häufig) nicht vollständig bezahlten Brautpreises – zurück.

In den Interviews mit Sigmar, Toms Großmutter, seiner Mutter und seinem älteren Bruder sprechen alle mit viel Verständnis und Anteilnahme über Toms Vergangenheit. Die Familien auf den umliegenden Gehöften grenzen ihn dagegen aus und machen ihm die Rückkehr beziehungsweise sein Überleben zum Vorwurf, da ihre eigenen Kinder bisher nicht zurückgekommen sind und man nicht wisse, ob und von wem sie getötet wurden. Tom erklärt uns, dass seine Stellung in seiner Großfamilie aufgrund seiner Vergangenheit bei der LRA sehr geschwächt ist. Bis heute seien sie „nicht glücklich mit ihm“, wie er sich ausdrückt. Er bete jedoch für sie, damit ihnen vergeben würde. In den Gesprächen mit Tom und seiner Familie deutet sich an, dass die Vorstellung im Raum steht, Tom selbst könnte eines der Kinder seiner Verwandten getötet haben. Sein 11 Jahre älterer Bruder geht im Interview mit Artur Bogner auf die bestehenden Vorwürfe in der erweiterten Großfamilie ein und betont ausdrücklich, Tom habe nicht zur Ermordung von Zivilisten oder Kindern aus seiner Region beigetragen.

Doch wie geht die Familie mit Nadja um, von der bekannt ist, dass sie zusammen mit anderen entführten Mädchen ihre mitentführte Freundin von einem Nachbargehöft ermorden musste? Ihr Vater hatte darüber ausführlich im Einzelinterview erzählt und dabei mit viel Teilnahme über Nadjas Entführung gesprochen. Er wollte auch, dass wir Nadja interviewen und arrangierte bei einem Besuch von ihr auf seinem Gehöft ein Interview, bei dem fast die gesamte Familie versammelt war. Alle Beteiligten wussten, dass es der letzte Besuch der Interviewerin in der Familie war, da diese nur noch wenige Tage in Uganda war. Neben etlichen Kindern und angeheirateten Töchtern setzten sich die schwerbehinderte Großmutter (sie kann nicht mehr stehen, sondern nur noch von Hütte zu Hütte kriechen), Toms Mutter, seine Schwester, sein jüngerer Bruder, seine Ehefrau und Sigmar dazu. Mitfühlend wurde Nadja zugehört, die auch über ihre Erinnerung an Toms Entführung erzählt. Nadja erzählt ganz offen von den Befehlen zu grausamen Mordtaten, die sie befolgen musste. Dazu gehörte das Treten auf das gleichfalls bei dieser Gelegenheit entführte Mädchen vom Nachbargehöft, bis dieses tot war, oder das Totbeißen eines Zivilisten, das Abschneiden von Körperteilen von Zivilisten bis zu deren Tod, oder das An-

zünden von Hütten und Häusern, in denen sich ZivilistInnen versteckt hielten. Sie erzählt auch darüber, wie sie auf Leichen sitzend essen mussten und wird bei dieser Erzählung von ihrem Vater unterstützt. Sigmar versichert, dass dies der Wahrheit entspräche; dies seien die Methoden der LRA gewesen.

Nadja bittet wie Johann um Vergebung. Doch sie bittet nicht ihre Familie um Vergebung, sondern die Menschen, an deren Ermordung sie beteiligt war. Sie spricht darüber, dass sie immer wieder von diesen träumen und im Kreis von anderen Ex-KindersoldatInnen, die an der Ermordung ihrer Freundin vom Nachbargehöft beteiligt waren, darüber sprechen würde. Sie leide immer noch stark an der Ermordung dieser Freundin, meint sie, obwohl ihr Vater dafür eine Entschädigung „bezahlt" habe. Sigmar berichtet von der Entschädigungsforderung der Familie des toten Mädchens nach der Rückkehr seiner Tochter. Zunächst habe er dies verweigert. Doch dann ging der böse Geist von seiner Tochter auf ein anderes ebenfalls zurückgekehrtes Mädchen über, das ebenfalls an diesem Mord beteiligt gewesen sei, und dann auf deren beide Kinder, die beide deshalb starben. So habe er sich, wie auch die Eltern des anderen Mädchens, entschieden zu zahlen (200.000 Schilling; das ist vergleichbar dem monatlichen Sold eines einfachen Soldaten). Sigmar versichert, der böse Geist sei nun verschwunden.

Zum Abschluss dieses Interviews und des anschließenden Familiengesprächs spricht Toms jüngerer Bruder, der aufgrund seiner Schulbildung ebenso wie deren älterer Bruder gut Englisch spricht, ein englisches Gebet und einen Abschiedsgruß an die Forscherin.

Wie lässt sich diese uns ForscherInnen beeindruckende Familiendynamik erklären? Zunächst fällt der respektvolle und fürsorgliche Umgang miteinander, die als selbstverständlich dargestellte Aufnahme von etlichen Familienangehörigen, die Ermöglichung von Schulbildung für Toms Brüder und die Abwesenheit des Themas „Alkoholmissbrauch und Gewalt" in den Gesprächen, aber auch den teilnehmenden Beobachtungen auf dem Gehöft auf. Insgesamt verfügt die Familie über ein höheres Bildungskapital als die Familien von Johann und Lydia und vermutlich auch über ein höheres ökonomisches Kapital. Beides geht wahrscheinlich direkt oder indirekt auf die beiden Regierungszeiten Obotes zurück. Wir nehmen an, dass sich damit in der Familie auch ein höheres soziales Kapital – im Sinne von etablierten oder eingeübten Formen und Beziehungen der wechselseitigen Unterstützung – herausbildete. Des Weiteren kann davon ausgegangen werden, dass sich in dieser Familie eine Akzeptanz und vor allem auch ein Respekt gegenüber den zurückgekehrten Ex-RebellInnen aufgrund der seit Generationen erlebten Rekrutierung oder Zwangsrekrutierung der Männer (des Großvaters im Zweiten Weltkrieg oder von Toms Vater zur UPDA) und vor allem der von Toms Vater selbstgewählten soldatischen Vergangenheit unter Obote, der damit auch zum Sturz Idi Amins beitrug, etablierte. Dazu gehört eine in der Familie herrschende Haltung gegen die Regierung Musevenis sowie in gewisser Weise auch eine grundsätzliche Akzeptanz des militärischen Kampfes der LRA – obwohl man deren Methoden ablehnend gegenübersteht.

2.6 Der Diskurs unter ZivilistInnen und in der Öffentlichkeit der Acholi

Die in den Familien beobachtete Ambivalenz gegenüber den zurückgekehrten Ex-KindersoldatInnen und der vorsichtige bis distanzierte Umgang mit ihnen ließ sich auch in den von uns geführten Gruppendiskussionen und, wie bereits ausgeführt, in unserem Workshop zum Dialog zwischen Ex-RebellInnen und ZivilistInnen beobachten. Diese Art der Schwierigkeiten in den Beziehungen zu den Ex-KindersoldatInnen werden jedoch in den vorherrschenden Diskursen zur LRA in Acholiland wenig thematisiert und können daher auch nicht ausreichend bearbeitet werden.

Auf dieses ambivalente Fremdbild über die Ex-RebellInnen werden wir im folgenden Abschnitt insbesondere auf der Grundlage der sequentiellen Auswertung von drei Gruppendiskussionen mit „schulbildungsfernen" DorfbewohnerInnen und mit „schul- und universitätsgebildeten" StädterInnen eingehen.[36] Dabei werden wir vor allem die Unterschiede zwischen den DorfbewohnerInnen und den StädterInnen diskutieren und aufzeigen, welche Deutungsmuster über die zurückgekehrten KindersoldatInnen die Diskussionen und damit auch die Diskurse unter den ZivilistInnen bestimmen und welche Themen nur angedeutet oder gar verleugnet oder tabuiert werden. Die Ergebnisse dieser Auswertung decken sich mit weiteren Analysen von anderen Gruppendiskussionen, thematisch-fokussierten Interviews mit ExpertInnen, den biographischen Einzelinterviews mit ZivilistInnen, sowie auch mit den Ergebnissen der diskursanalytischen Auswertung des Materials aus den Printmedien.

Die wesentliche Gemeinsamkeit im Diskurs unter den „bildungsnahen" Städtern und im Diskurs der eher „bildungsfernen" DorfbewohnerInnen ist – neben den bereits genannten Bestandteilen eines apologetischen Diskurses, der die Anwendung der gesetzlichen Amnestie auch auf die LRA-Führer fordert und in erster Linie die Regierung für die kriegerische Gewalt und die Kriegsfolgen verantwortlich macht – die entsprechend dem vorherrschenden Versöhnungsdiskurs betonte Normalität in den Beziehungen mit den zurückgekehrten Ex-RebellInnen. Vor allem die DorfbewohnerInnen betonen das harmonische Zusammenleben mit den Zurückgekehrten. Weiterhin fällt auf, wie sehr die Angehörigen beider Gruppierungen in den Gruppendiskussionen bemüht sind, in einer „politisch korrekten" Weise über die ehemaligen KindersoldatInnen zu sprechen. Eine solche Haltung wird zumindest in Acholiland (und West Nile) besonders von den Nichtregierungsorganisationen und den in der lokalen Arena tätigen Organen der Regierung (einschließlich der Armee) unterstützt und oft explizit eingefordert (vgl. zum Beispiel Allen 2006: 141f. sowie 139–148).

Die sequentielle Auswertung der Gruppendiskussionen, bei der wir die Regeln des Gesprächsverlaufs, die thematische Gestaltung und die SprecherInnenverteilung

[36] Die drei in diesem Kapitel diskutierten Gruppendiskussionen wurden im Januar 2016 von Artur Bogner gemeinsam mit dem ugandischen Feldassistenten George Ochan erhoben.

rekonstruierten, verdeutlicht jedoch, dass diese Art des Sprechens und das bemühte positive Fremdbild über die Zurückgekehrten im Laufe der Diskussionen nicht aufrechterhalten werden kann. Hierbei muss bedacht werden, dass dieser Verlauf der Gruppendiskussionen zu großen Anteilen von den GesprächspartnerInnen und nicht von den InterviewerInnen gestaltet wurde. Es wurde deutlich, dass sowohl im Verlauf der Gespräche als auch bei längeren Statements der Beteiligten die Orientierung an den Regeln des dominanten Diskurses kippte und stärker ein negatives Bild von den Zurückgekehrten gezeichnet wurde.

Die „bildungsnahen" StädterInnen

Bei den zwei in englischer Sprache mit ihnen durchgeführten Gruppendiskussionen im Frühjahr 2016 nahmen insgesamt zehn Personen, davon vier Frauen und sechs Männer, alle im Alter von etwa 30 Jahren, teil. Zwei der Frauen arbeiteten zum Zeitpunkt des Interviews als Lehrerinnen in Gulu, eine weitere Frau ist gelernte Hotelmanagerin und ein männlicher Diskussionsteilnehmer arbeitete als Dokumentarfilmer. Die anderen sechs TeilnehmerInnen waren mit verschiedenen Schwerpunkten in (ausländischen) Nicht-Regierungsorganisationen tätig und erzählten teilweise schon in der Vorstellungsrunde, dass sie in ihrem Arbeitsalltag auch mit „ehemals entführten Kindern" in Kontakt kommen.

Der wesentliche Unterschied dieser beiden Diskussionen zur Gruppendiskussion mit den DorfbewohnerInnen ist, dass die Lehrerinnen und NGO-MitarbeiterInnen trotz narrativer Interviewführung sowie den wiederholten Aufforderungen des Interviewers, über konkrete Situationen zu erzählen, die sie mit den zurückgekehrten KindersoldatInnen erlebt haben, über keine Erfahrungen im Umgang mit ihnen *erzählen.* Vielmehr verblieben die Aussagen der StädterInnen auf einer sehr pauschalen Ebene und waren meist argumentativ. Dies wird unter anderem in der folgenden Antwort eines Teilnehmers auf eine Erzählaufforderung deutlich, der sein Statement damit begann, zu betonen, er habe Erfahrungen mit den Ex-KindersoldatInnen gemacht und dann jedoch argumentativ diese wie folgt etikettierte:

> "I've experienced from them, many of them, they are trouble causer they are also disciplined … also hard-working, when we educate them to do something they better understand … they're hard-working is another of my experience, the positive."

Dieses Fremdbild über die Ex-RebellInnen als diszipliniert, arbeitsam und lernbereit – „wenn man sie erzieht" – wird von den anderen StädterInnen durchgehend geteilt; so auch von diesem NGO-Mitarbeiter:

> "So I seeing them they are hard-working they are doing great jobs most of them wanted to have training they're not sitting back, not like other youths where you are taking to school to technical school you see them drinking

> wasting resources, when you compare with them they're hard-working, when you take a child who is who is from the bush and you take a child who's who was never gone to the bush and you take them to technical school when you compare you'll see the one from the bush is hard-working."

Ähnlich wie in mehreren Einzelinterviews wird auch in dieser Gruppendiskussion betont, dass die Zurückgekehrten diszipliniert seien. Dies wird auf das militärische Training bei der LRA zurückgeführt. So erklärt zum Beispiel ein Interviewpartner, der als Sozialarbeiter arbeitet:

> "I'd like to say something on what has been said on discipline and hard work I think that by training the military or hmm let's say the forces are the most discipline you know the section within society because of the rules and commands that you know they work with and so these kids who were formerly abducted they have always from the bush they have rules of declaration that they should follow some of them were born in captivity and so they have been following these rules and declaration so wherever they go or whenever they understand you know the law you know the rules the declaration all the procedures that you should get propose how people's way of life that is what they they lived by and whoever obeys any rules and declarations is disciplined because you don't go against the so when they come they're also aware that when they come back within communities there are certain rules and regulations that they **must** follow."

Es wird also betont, dass die Zurückgekehrten gelernt haben, sich streng an Regeln zu orientieren. Des Weiteren wird ausgeführt, dass sie ihr Bestes tun, um akzeptiert zu werden. Doch auch dies benötigt wiederum die Anleitung und Überwachung durch Lehrpersonen:

> "So when they go through these trainings the counselling and all of that and then they are trained on things like to do let's say like carpentry, yeah the person knows that that's his thing now so he has to work hard to survive, so that makes them hard-working and then as a result of the counselling all that makes them disciplined, that's after the counselling and training then and all that."
>
> Ein anderer Teilnehmer ergänzt: „**after** the counselling."

In diesem Zitat wird – wie an vielen Stellen der Diskussion – deutlich, für wie wichtig eine Beratung beziehungsweise sozialtherapeutische Intervention angesehen wird, um die Ex-RebellInnen zu dem zu machen, was die DiskutantInnen in ihrem Fremdbild beschreiben. Mit anderen Worten, durch das Bemühen von AusbilderInnen und LehrerInnen werden die Zurückgekehrten zu arbeitsamen und aktiven

Menschen. Damit wird implizit ausgedrückt, dass dies ohne diese Beratung, ohne Trainings und auch ohne Therapie nicht der Fall wäre. Diese Argumentation dient damit auch der Bestätigung der Relevanz der eigenen Arbeit als LehrerIn, TrainerIn oder NGO-MitarbeiterIn. Dieses Deutungsmuster hinsichtlich einer Resozialisation der zurückgekehrten KindersoldatInnen ist weder in den Einzelinterviews noch in der Gruppendiskussion mit DorfbewohnerInnen so klar zu beobachten. Diese vertreten viel stärker die Deutung, dass „manche so und andere so“ zurückgekommen seien.

In beiden Gruppierungen wird das betonte positive Bild über die Ex-RebellInnen jedoch auch mit negativen Aspekten kontrastiert. Durchgängig wird davon gesprochen, dass etliche von ihnen von schädlichen oder gefährlichen Geistern besessen seien, emotional instabil und gelegentlich aggressiv seien. In der Diskussion mit den bildungsnahen StädterInnen wird dies u.a. von einer Lehrerin erläutert. Entsprechend dem Versuch sich politisch korrekt auszudrücken, beginnt sie ihr Statement wie folgt:

> “So in the classroom we have also seen some of them are aggressive.”

Die Sprecherin verweist darauf, dass einige von ihnen aggressiv sind und fährt in einer stärker verallgemeinernden Weise fort:

> “In a slight discussion or any example that you make in reference to say for example the war or **any interaction** between even the students themselves make them to be so aggressive and you find them sometimes fighting many times they fight because they were used to this rough rough rough kind of life in the bush so in the school setting we still experience that some students with such kind of problems they are aggressive.”

Durch die mehrfache Betonung des rauen Lebens, an das sich einige ihrer SchülerInnen im „Busch“ hätten gewöhnen müssen, zeigt sich die Lehrerin auch empathisch für ihre Probleme, sieht in ihrer Vergangenheit eine Erklärung und somit auch Entschuldigung für das aggressive Verhalten im Schulsetting und differenziert die Aussage durch Wörter wie „sometimes“ und „some students“ in der Weise, dass nicht „alle“ von ihnen „immer“ aggressiv seien. Andere InterviewpartnerInnen nutzen die Gelegenheit der Gruppendiskussion jedoch auch, um pauschaler ihren Unmut über diese Gruppierung kundzutun, wie etwa in dem folgenden Zitat deutlich wird:

> “From those from there from the returnees //hm// what I’ve seen from them they often have **low self-esteem** …they believe that they are not what that they are not **equal** to other people … who were not in the frontline **like in the bush** another one they are **so** isolative, those people they don’t they’re not social, they don’t like staying together with people and the other one what I’ve experienced from them they hate challenge, they don’t want to be challenged

> maybe if you if you're **they don't want arguments** when you argue with them they are you're you're arguing with me you're talking like this I'm I'm someone who is from the bush and they're taking advantage //hm// so they like being those things, **they're also arrogant, they're so arrogant,** in the way- cause like I don't know why there is a (period) they're overprotected by the government of Uganda … **they're also** (shut damn fast), they overreact fast, //hm// they're also … they're also trouble causers, that is a fact … they're trouble causers."

Es scheint als würde sich der NGO-Mitarbeiter, von dem dieses Zitat stammt, in dieser Passage regelrecht in Rage reden, er beginnt zunächst zu stottern, spricht laut und wütend. Die Vorurteile, die er gegen die aus dem „Busch" zurückgekehrten KindersoldatInnen äußert, werden von ihm nicht weiter relativiert oder eingeschränkt. Seiner Meinung nach würden sie sich für etwas Besseres halten, sie seien arrogant und würden sich selbst isolieren, sie seien unsozial, würden versuchen, Vorteile aus ihrer Vergangenheit zu ziehen, schnell überreagieren und es wäre eine Tatsache, dass sie Ärger provozieren. Während seines Beitrages stimmt ihm mehrfach eine weibliche Interviewpartnerin mit Äußerungen wie „Yeah" und „That's true" zu und leitet ihre darauf folgende ausführliche Erzählung über grausame Mordtaten der KindersoldatInnen, über die in ihrer Familie erzählt wurde, mit der Bemerkung ein: „It effects me up today, because their spirits were never good."

Es darf an dieser Stelle nicht übersehen werden, dass das Fremdbild über die zurückgekehrten Ex-RebellInnen nicht unabhängig von eigenem Erleben des Bürgerkriegs in Norduganda gesehen werden kann und in Verbindung mit eigenen Leiderfahrungen, den teilweise ebenfalls als traumatisierend erlebten Situationen und den Folgen dieses Erlittenen steht. Die Begegnung mit Ex-RebellInnen evoziert die Erinnerung an das in der Vergangenheit Erlittene. Dies wird in einer längeren Sequenz der Gruppendiskussion sehr deutlich. Obwohl der Interviewer Artur Bogner wiederholt zu Erzählungen über selbst erlebte Situationen mit zurückgekehrten RebellInnen auffordert, drängt sich dagegen die Erfahrung von Situationen mit ihnen als LRA-Angehörige in den Vordergrund. Dieser Umstand erklärt auch, weshalb es für sie nicht so ohne weiteres möglich ist, das distanzierte Verhältnis gegenüber den Zurückgekehrten zu überwinden.

Vor diesem Hintergrund lassen sich die oben genannten beiden Sequenzen besser verstehen, wenn man sie im Kontext der in den Gruppendiskussionen geäußerten biographischen Erfahrungen der DiskussionsteilnehmerInnen betrachtet: Beide TeilnehmerInnen leiteten ihre Beiträge damit ein, dass sie nun, gemäß der Erzählaufforderung, eine persönliche Erfahrung („personal experience") beitragen möchten. Der NGO-Mitarbeiter beginnt daraufhin nicht, wie man in diesem Kontext erwarten könnte, mit einer Erzählung aus seinem Arbeitsalltag, sondern davon, wie er als Kind in der Leichenhalle der Schule einen toten, geköpften Kindersoldaten gesehen habe. Ein Erlebnis, so sagt er im Interview, das ihn bis heute traumatisiert habe. Man kann sich an dieser Stelle fragen, ob mit dieser Erinnerung und dem Bild von dem geköpften Kind auch noch weitere traumatisierende Erlebnisse verbunden

sind. Diese Erzählung evoziert nun eine weitere Erzählung über das durch die LRA erlittene Leid. Eine Teilnehmerin leitet ihre lange – ca. zehnminütige – Erzählung damit ein, dass sie erklärt, sie sei von ihren Erfahrungen aus der Zeit des Krieges noch heute sehr betroffen. Sie berichtet darüber, was man ihr über den Überfall auf ihr Dorf und die Ermordung ihrer Mutter und weiterer Verwandter erzählt habe. Sie selbst war damals nicht anwesend. Sie erzählt davon, dass die Rebellen ihre Mutter im „Busch" zerstückelt und bewacht hätten, bis die Leiche verrottet gewesen sei. Bei einem weiteren Überfall auf das Dorf wurden sieben BewohnerInnen getötet, darunter auch ihr Bruder und ein Onkel. Sie habe sich diese Situationen oft ausgemalt und sich vorgestellt, was genau passiert sei. Sie sei wütend und aggressiv geworden, als Nachbarn, die keine Acholi waren, auch ihr den Spitznamen „Kony" gaben:

> "Kony Kony Kony so one day when another mentioned that I remember what happened … I became so arrogant of this woman not that have gone to the bush not that I've had been abducted but because of that personal experience of that I got out of this I was like my friend what are you talking **about**, you are now calling all **of us** Kony you've given us a general name as being Kony have you ever seen them panga[37] do you really know how it looks like //hm// my dear that is what we're going to use to chop you also into pieces."

Die Ermordungen in ihrer Familie hatten sehr direkte Folgen für sie. Sie und ihre Geschwister wurden zu Halbwaisen, ihr Bruder hinterließ vier kleine Kinder, was die Familie in finanzielle Schwierigkeiten brachte und dazu führte, dass sie und ihre Geschwister sowie Nichten und Neffen zeitweise nicht zur Schule gehen konnten, da das Geld dafür fehlte. Zum Abschluss dieser Erzählung über ihre eigenen, wie sie selbst meint, „traumatisierenden Erlebnisse" in der Kindheit zieht die Interviewpartnerin den Vergleich:

> "When we when we talk about the war it is not always those who were abducted who got affected, even people who were never abducted people or who were never living in the bush were affected a live example is myself."

Ihre Erfahrungen sind für sie der Beleg dafür, dass nicht nur die entführten KindersoldatInnen vom Krieg betroffen waren, sondern auch die nicht entführten Kinder. Diese Deutung wird mehrmals auch von anderen TeilnehmerInnen der Gruppendiskussionen vorgebracht. Man spricht von sich selbst als „Opfer" und erzählt von dem Leiden während der Kriegsjahre und der Entführung von Familienangehörigen oder Freunden.

Insgesamt gesehen zeigte sich in den beiden Gruppendiskussionen, inwiefern das ambivalente Bild über die zurückgekehrten KindersoldatInnen bestimmt ist von

[37] Der Begriff „panga" bezeichnet eine Art von Machete auf Swahili. Anscheinend verwendet die Sprecherin hier den Ausdruck als ein davon abgeleitetes Verb.

der Differenz zwischen dem selbst während des Bürgerkrieges Erlittenen und den Erfahrungen mit den Zurückgekehrten im gegenwärtigen Berufsalltag. Die Auslegungen und vor allem das Sprechen darüber sind auch von den in den NGOs herrschenden Diskursen geprägt. Diese Diskurse führen in gewisser Weise zunächst in beiden Gruppendiskussionen dazu, dass über das Selbsterlittene – wozu gerade auch die seinerzeit akut erlebte Angst gehört, als Kind oder Jugendliche(r) selbst entführt zu werden – zögerlicher gesprochen wird. Damit ist ein Gefühl verbunden, dass man für das selbst Erlittene weniger Beachtung findet. Vor diesem Hintergrund lässt sich die Aussage verstehen, dass die Ex-KindersoldatInnen von der ugandischen Regierung „overprotected" – überbehütet – seien.

Ausgesprochen interessant ist auch die Unsicherheit in der Benennung der Ex-KindersoldatInnen. Es fällt auf, dass der in der Vorstellungsrunde verwendete Begriff der ehemals entführten Kinder „formerly abducted children"[38] im weiteren Verlauf der beiden Gruppendiskussionen immer seltener verwendet wird und stattdessen von „former child soldiers", schließlich meist nur noch von „former soldiers" oder „former rebels" oder „ex-rebels" gesprochen wird. Bei den TeilnehmerInnen der Diskussion bestehen deutliche Unsicherheiten darüber, wie man in diesem Kontext über die „RückkehrerInnen" sprechen soll. Dies zeigt sich im Laufe dieses Interviews auch durch ein – gerade im Unterschied zu anderen Passagen – Stottern oder Abbrüche oder auch Korrekturen wie: „but for the ex-soldiers, I mean the, the ex-rebels".

Die „schulbildungsfernen" DorfbewohnerInnen

An der ebenfalls im Frühjahr 2016 durchgeführten Gruppendiskussion mit den BewohnerInnen verschiedener Dörfer aus dem Acholiland nahmen ebenfalls zehn Personen teil.[39] Davon waren sieben Frauen und drei Männer. Die jüngste Teilnehmerin war zum Zeitpunkt des Interviews Ende 20 Jahre alt, die Älteste etwa Anfang 50. Alle zehn DorfbewohnerInnen lebten in kinderreichen Familien und definierten sich als Bauern und Bäuerinnen sowie als der katholischen Kirche zugehörig. Die meisten von ihnen verfügten über keine oder über nur kurze Schulbildungskarrieren.

Die leidvolle und teilweise auch traumatisierende Vergangenheit, das Miterleben von Plünderungen, Entführungen und Morden an ZivilistInnen und auch die zeitweise eigene kurzfristige Entführung durch die LRA, der Tod von Angehörigen und Freunden bestimmt bei den Menschen, die diese Zeit des Bürgerkrieges in Acholiland in den Dörfern oder den Regierungslagern überlebt haben, ihr Bild über die zurückgekehrten RebellInnen noch mehr als bei der vorher beschriebenen Gruppie-

[38] Die Bezeichnung „formerly abducted children" findet sich auch in offiziellen Dokumenten verschiedener Hilfsorganisationen wieder, die in dieser Region tätig sind. Sie wird unter anderem von Unicef oder World Vision verwendet (vgl. Unicef 2009: 58; vgl. Odora 2016). Um die zugesicherte Anonymität der InterviewpartnerInnen zu wahren, werden wir an dieser Stelle nicht aus Dokumenten der Organisationen zitieren, die mit ihnen in Kontakt waren oder sind.

[39] Das Gespräch wurde auf Luo geführt und von G. Ochan ins Englische übersetzt.

rung von Interviewten. Auffallend im Vergleich zu den Gruppendiskussionen mit den „bildungsnahen“ StädterInnen, die weit weniger von den Überfällen der LRA betroffen waren, ist jedoch, dass die DorfbewohnerInnen weniger über das durch die LRA Erlittene erzählen. Dieser Befund deckt sich auch mit den mit ihnen einzeln geführten biographischen Interviews.

Dagegen sprechen sie jedoch offener als die „bildungsnahen“ StädterInnen – meist mit einer Erzählung in Form einer Anekdote – über Situationen, in denen ehemalige KindersoldatInnen sich sehr gewalttägig verhielten. Die Geschichten, die man sich in der dörflichen Bevölkerung über die ehemaligen KindersoldatInnen erzählt, „that what people say“, zeichnen ein deutlich gewalttätiges und zugleich ziemlich affektgesteuertes Bild von ihnen. Die ehemaligen KindersoldatInnen werden hier in der Tendenz als allgemeingefährlich und unberechenbar charakterisiert. Es wird zum Beispiel empfohlen, dass wer mit einer ehemals entführten Person unterwegs sei, immer vermeiden solle, vor ihr her zu laufen, da man sonst Gefahr laufe, ganz plötzlich von ihr erschlagen zu werden. Auf die Nachfrage des Interviewers, ob sie davon wüssten, dass so etwas geschehen sei, beginnen die InterviewpartnerInnen etliche konkrete Anekdoten – allesamt beziehen sich auf Fremderlebtes – zu erzählen. Es wird etwa von zwei Frauen berichtet, die nach ihrer Rückkehr ihre kleinen Kinder auf brutale Weise, durch Strangulation beziehungsweise durch das Erschlagen mit einem groben Holzstück, getötet haben sollen. Ein anderer Interviewpartner erzählt von einem zurückgekehrten Mann, der seinen Vater nach einem gemeinsamen Ausflug mit einer Machete („panga“) zerstückelt habe. Auffällig an diesen Geschichten ist die Benennung von etlichen Details über den Tathergang. So wird zur Ermordung des Vaters zum Beispiel die Anzahl von genau zwölf Hieben mit der Machete erwähnt oder wortwörtlich das letzte Gespräch zwischen dem Sohn und seinem von ihm ermordeten Vater zitiert:

> “He ((der Ex-Rebell)) all of a sudden told the father that ‘I see that your time of resting has come’.”

Man kann sich fragen, ob bei der Ermordung Zeugen anwesend waren, die dies danach erzählten oder ob der Täter selbst später darüber so berichtete. Ebenso ist es jedoch möglich und wahrscheinlich, dass man sich die Situation retrospektiv so imaginierte. Wir vermuten, dass es sich bei diesen Erzählungen von fremderlebten Situationen um eine Art von „Gruselgeschichten“ oder „urbanen Legenden“ handelt, die man sich in den ländlichen Milieus des Acholilandes erzählt und die, so lässt sich zumindest vermuten, bei der Weitergabe immer wieder verändert und mit neuen Details versehen werden. Damit soll keineswegs behauptet werden, dass der erzählte Vorgang über die Ermordung des Vaters des Ex-Rebellen oder über die Ermordung der eigenen Kinder (eine Geschichte, die auch in Einzelinterviews immer wieder mal erzählt wurde) – nicht stattgefunden habe. Es ist jedoch durchaus möglich, dass diese Vorfälle im Laufe der Zeit zu einer Geschichte mit etlichen Details ausgebaut wurden, die die Grausamkeit der Situationen ausmalen soll. Darauf deuten auch die zwei

Geschichten über die Kindsmörderinnen hin. Auf die Nachfrage von Artur Bogner, ob die Interviewte, die diese Begebenheit schilderte, persönlichen Kontakt zu einer der beiden Mütter habe oder jemanden kenne, der vor Ort war, „übersetzt" George Ochan die Antwort der Erzählerin wie folgt: „She doesn't know, it was a hearsay."

Der Hinweis, dass man nur wiedergebe, was andere über die „Zurückgekehrten" sagen, zieht sich durch die gesamte Gruppendiskussion. Er ermöglicht es den TeilnehmerInnen, die negativen Bestandteile eines verbreiteten Fremdbildes zu thematisieren, ohne sich selbst damit zu positionieren. Die DorfbewohnerInnen sind ebenso wie die StädterInnen bemüht, die negativen Beispiele als Ausnahmen darzustellen. So rundet auch der Dorfbewohner, der in einem längeren Redebeitrag die Geschichte über die Ermordung des Vaters durch seinen zurückgekehrten Sohn erzählte, seine Geschichte mit der Evaluation ab, dass „the rest oft the returnees are living a normal life in the community". Damit ordnet er diesen Mord als eine negative Ausnahme eines insgesamt eher harmonischen Zusammenlebens ein.

Wie auch die „bildungsnahen" Städter betonen die DorfbewohnerInnen die positiven Bestandteile des häufigen Fremdbildes über die Ex-RebellInnen. Und vor allem jene, die im persönlichen Kontakt mit ehemals entführten Kindern stehen, argumentieren gegen das negative Fremdbild an – insbesondere gegen den Aspekt der Besessenheit von „bösen Geistern". Auf der Grundlage eigener Erfahrungen wird deren Normalität betont, wie es zum Beispiel im Folgenden von G. Ochan übersetzten Zitat deutlich wird:

> "She hears most people say that formerly abducted persons, when they come back, their behaviors are strange, they are always violent to the people, and there are times when they are attacked by evil spirits which changes their nature of behavior … She also hears when people say that formerly abducted persons when they begin fighting, they always fight with a strange evil spirit and they are unstoppable but she has not observed it with this person, the one who is living with them, this one lives normally with them."

„The one who is living with them" ist normal. Diese Argumentationsfigur – jene, mit denen man zusammenlebt, oder die zur eigenen Verwandtschaft gehören, sind normal – durchzieht das gesamte Gespräch. Es wird deutlich, dass über eigene Verwandte sehr viel emotionaler und wohlwollender gesprochen wird als über jene, die man selbst nicht kennt. Positive Beispiele werden hervorgehoben und einzelne, persönlich bekannte RückkehrerInnen durch absolute Aussagen idealisiert: u.a. berichtet eine Teilnehmerin der Gruppendiskussion über einen Jungen, mit dem sie zusammenlebte und der später entführt wurde. Ihrer Meinung nach war er sowohl vor als auch nach der Zeit im „Busch" nicht streitsüchtig und habe keine Probleme in der Gemeinschaft: „He has still remained a good person up to now." Weiterhin betont sie mehrmals, dass er nicht streitsüchtig sei, sondern sogar dazwischen gehe, wenn andere sich streiten: „He is not quarrelsome to anyone." Und: "Even if a fighting ensues in a home, he would always not join the fight, he is the one who comes in

to separate people from the fight." Diese Ausführungen finden ihre Bestätigungen durch die Redebeiträge von einigen anderen TeilnehmerInnen. So erzählt u.a. eine Frau, dass vier ihrer Brüder entführt worden seien, aber mit dem einen, der (bisher) zurückkam, alles in Ordnung sei: „There is nothing wrong that he has done till today … he has not done anything bad until today."

Diese vielleicht etwas beschönigende Darstellung, dass der Bruder bis heute niemals etwas Schlechtes getan habe, wird von etlichen TeilnehmerInnen der Gruppendiskussion mit weiteren Beispielen untermauert. Es handelt sich dabei um ein deutlich idealisierendes Fremdbild, in dem die Normalität betont wird und die erlebten Konflikte heruntergespielt werden. Das diesem Bild widersprechende häufige Bild von „den" Ex-RebellInnen wird dagegen mit Fremderzählungen thematisiert und Konflikte in den eigenen Communities – von denen wir aufgrund der Familiengespräche, Einzelinterviews, teilnehmenden Beobachtungen und vor allem der Interviews mit den Ex-RebellInnen ausgehen können – werden verleugnet. Das Bestreben ist vielmehr – sowohl bei den StädterInnen als auch den DorfbewohnerInnen – entsprechend dem öffentlich vorherrschenden Diskurs die Normalität im Zusammenleben und die Versöhnung zu betonen. Auf die Funktion dieses Bestrebens werden wir im Folgenden eingehen und die generell im herrschenden Diskurs in Acholiland tabuierten Themen diskutieren.

2.7 Die tabuierten Themen: Verantwortung und interethnischer Konflikt

Wie unsere bisherigen Ausführungen gezeigt haben, werden sowohl in den Interviews mit den zurückgekehrten KindersoldatInnen, den Gesprächen in den Familien als auch im öffentlichen Diskurs beziehungsweise dem Diskurs unter den Zivilisten die Fragen nach dem mangelnden Schutz der Kinder und nach der Verantwortung für ihre Entführung sowie das Problematische an einer positiven Identifikation mit der LRA nicht angesprochen. Damit zusammenhängend herrscht allem Anschein nach eine regelrechte Tabuierung des Umstands, dass die LRA beziehungsweise ihr Führer Kony eine Art Krieg gegen die Zivilbevölkerung der Acholi geführt hat – sowohl im Effekt als auch in gewisser Weise der erklärten Absicht nach. Legitimiert wurde dies mit einem Deutungsmuster, das die erwachsenen Generationen unter den Acholi tendenziell pauschal als „verdorbene" Seelen oder als Verräter, ja sogar als Untote oder Hexen beziehungsweise Hexer definierte (zum Beispiel Branch 2011: 70–72, 69; 2010: 40–42 und passim; Titeca 2010: 65–70, 62f.; Allen 2006: 29ff., 38ff. Zu den Wurzeln dieser Glaubenssätze im Weltbild der Lokalbevölkerung und besonders der Ideologie der Vorgängerorganisation, der HSM, vgl. Behrend 1999).

In den von uns geführten Interviews und Gruppen- oder Familiengesprächen finden sich zu dieser apologetischen Haltung nur zwei Ausnahmen. Es handelt sich um von Artur Bogner geführte Interviews mit zwei prominenten Wortführern der lokalen Zivilgesellschaft in Acholiland. Zum einen ist dies der katholische Erzbischof

der Diözese Norduganda, der in Gulu residiert, und zum anderen ist es ein lokaler muslimischer Führer, ein Kadi.[40] Beide gehörten zur Zeit der Befragung zu den Mitgliedern der prominenten lokalen zivilgesellschaftlichen Initiative der „Acholi Religious Leaders Peace Initiative", einer der Friedensförderung und besonders der Beilegung des Konflikts in Acholiland gewidmeten Nichtregierungsorganisation. Unter anderem wirkte diese NGO entscheidend am Zustandekommen des Amnestiegesetzes mit, das vom Parlament beschlossen und Anfang 2000 von der Regierung erlassen wurde.

Gemeinsam ist den beiden Interviewpartnern ferner, dass sie in Acholiland aufgrund ihrer kollektiven Zugehörigkeiten zu einer Gruppierung von Außenseitern gehören. Der Erzbischof ist kein Acholi und der Kadi kein Christ. Sie gehören also in der betreffenden Hinsicht jeweils einer Minderheit in Acholiland an. Vermutlich ist dies eine Bedingung dafür, dass sie Themen ansprechen, die den Regeln des vorherrschenden lokalen Diskurses in dieser Region nicht entsprechen.

Der Erzbischof, der selber aus der benachbarten Provinz West Nile stammt, benannte gegen Ende eines längeren biographischen Interviews, das Artur Bogner 2009 mit ihm führte, als eines der wichtigsten Probleme, dass die Rebellen und die ugandische Regierung nicht verschiedenen Staaten oder Völkern angehörten, sondern auf beiden Seiten „Ugander" ständen. Und er sprach am Ende des Gesprächs von sich aus und explizit das Problem an, dass weder die Zivilbevölkerung der Acholi noch die Regierung die KindersoldatInnen davor geschützt hätten oder schützen konnten, von den Rebellen entführt zu werden.

Am Anfang desselben Interviews erzählte er, wie er den Einheimischen zu Beginn seiner Amtszeit in Acholiland erklärt hätte, weshalb er hier „kein Fremder" sei, obwohl er in einer Nachbarprovinz geboren sei. Er nannte als ersten Grund, dass er Christ, und als zweiten Grund, dass er Ugander sei. Dies ist eine explizite Identifikation mit Uganda, die wir in Norduganda selten zu hören bekamen und vielleicht gerade der Zugehörigkeit des Erzbischofs zu der *transnationalen* Wir-Gruppe der „römischen Katholiken" geschuldet ist. Bemerkenswert ist des Weiteren, dass der Bischof sich nach eigener Darstellung eben doch in bestimmter Hinsicht als ein „Fremder" im lokalen Kontext identifizierte, der im Zusammenhang mit dieser Position im sozialen Raum bei seiner Ankunft hier ein gewisses Problem wahrnahm. Zumindest fand er es nach seinen eigenen Worten nötig, den hiesigen Einheimischen gegenüber zu erklären, warum er, der Ortsfremde, ihnen gegenüber eigentlich doch kein Fremder sei. Damit begibt er sich in die Position eines Außenseiters, der sich dennoch in einer übergeordneten Wir-Gruppe gemeinsam mit den Acholi befindet, und daher das Recht hat zu sprechen und die Regeln des unter diesen vorherrschenden Diskurses zu missachten.

---

[40] Auch wenn wir deren Namen nicht nennen, bemühen wir uns in diesem Fall nicht um die sonst von uns praktizierte Anonymisierung der Personen, was auch unseren Interviewpartnern bewusst war, da sie als Experten beziehungsweise „Schlüsselakteure" interviewt wurden. Beide Interviews wurden auf Englisch geführt.

Das andere oben erwähnte Interview wurde von Artur Bogner 2012 mit dem lokalen Kadi in Gulu geführt, also einem islamischen Amtsträger und lokalen Führer. Die Muslime sind in dieser Region eine kleine Minderheit, anders als in West Nile. Damit ist er aufgrund seiner religiösen Zugehörigkeit, ähnlich wie der Bischof wegen seiner ethnischen und regionalen Herkunft, in einer Außenseiterposition. Dieser Kadi sprach offen das Thema (und aus seiner Sicht auch Problem) an, dass „sie" – damit war wohl die lokale Zivilbevölkerung Acholilands oder „die Acholi" gemeint – den LRA-Führer Kony weiterhin als einen der ihren betrachten – als einen „Bruder", wie er auf Englisch sagte. Dies, so konnte man schließen, trotz der in Quantität und Qualität exzessiven Gräueltaten, die der Führer der Rebellengruppe zu verantworten habe. Leider versäumte der Interviewer, an dieser Stelle nachzufragen. So können wir nur mutmaßen, auf welchen Begriff von Wir-Gruppe oder Kollektivkategorie sich der Kadi mit dem Ausdruck „brother" bezog. Vermutlich war hier, wie in Afrika südlich der Sahara üblich, die ethnische Definition als Acholi, als Mitglied der eigenen Volksgruppe[41], gemeint, aber im Prinzip wären an dieser Stelle auch Wir-Begriffe wie „Einheimische Acholilands", „Christen" oder „Luo" (= die Luo sprechenden Volksgruppen einschließlich der Acholi) möglich. Es wären auch so weite Kategorien wie „Ugander" und „Afrikaner" oder sogar „Mensch" denkbar.[42] Bei aller interpretativen Unsicherheit können wir davon ausgehen, dass „Bruder" hier gebraucht wird in dem Sinne: einer, dem Empathie und Solidarität gebührt in Analogie zu einem Mitglied derselben Familie oder desselben Klans. Die Verwendung der größeren Wir-Begriffe, wie „Mensch", „Afrikaner" oder „Ugander", erscheint in diesem Kontext unwahrscheinlich, da der Kadi offenbar gerade Bedenken bei der betreffenden Klassifikation und dem entsprechenden Solidaritätsgefühl ausdrücken wollte (was er zum Beispiel bei „Afrikaner" oder „Ugander" vermutlich gerade nicht getan hätte). Jedenfalls betrachtete er eine fortbestehende Identifikation mit dem Rebellenführer gleichermaßen als Tatsache (im Sinne von nicht auflösbar) *und* Problem. Er erkennt damit ein Problem, das im afrikanischen Kontext oft unter der Überschrift „Tribalismus" behandelt wird. Das zugrunde liegende Problem könnte man auch unter anderen

[41] Auch wenn der Begriff „Volksgruppe" im Deutschen sehr unangenehme Assoziationen weckt, ziehen wir ihn hier dem Begriff der „Ethnie" oder „ethnischen Gruppierung" vor, auch wenn dabei möglicherweise wichtige Unterschiede zwischen modernen und vor- oder nichtmodernen Gruppierungen ethnopolitischer Art (d.h. mit einem Anspruch auf Klassifikation und Anerkennung als „Nation"), Volksgruppe oder „Nationalität" vernachlässigt werden. Immerhin ist es praktisch diskriminierend, kleinere oder politisch schwache Volksgruppen in Afrika oder im globalen Süden als „Ethnie" oder „ethnische Gruppierung" zu bezeichnen, solange man gleichzeitig Kurden, Katalanen, Schotten oder Juden nicht ebenfalls so bezeichnet.

[42] Alfred Schütz (1972) diskutierte die größere Inkonsistenz, geringere Kohärenz und Vagheit als wesentliche Unterschiede des Alltagswissens zum wissenschaftlichen Wissen und wies auch darauf hin, dass diese Eigenschaften ihres Wissens in der Alltagskommunikation zwischen Mitgliedern der so genannten in-group zunächst keine Irritation hervorrufen: „Dieses so erworbene System des Wissens – so inkohärent, inkonsistent und nur teilweise klar, wie es ist – hat für die Mitglieder der in-group den Schein genügender Kohärenz, Klarheit und Konsistenz, um jedermann eine vernünftige Chance zu geben, zu verstehen und selbst verstanden zu werden" (Schütz 1972: 57).

Überschriften beschreiben, weil die in Frage kommenden Wir-Gruppen ganz unterschiedlicher Art sein können – inklusive von „Religionsgemeinschaften“ und Wir-Gruppen nach Art einer freiwilligen Vereinigung – wie zum Beispiel politische Bewegungen, Parteien oder protestantische „Freikirchen“.[43]

Wer den historischen Kontext kennt (siehe Kapitel 2.3), dem liegt hier die Interpretation nahe, dass die starke Frontstellung zwischen der Wir-Gruppe der Acholi oder zumindest eines großen Teils ihrer Mitglieder und der Zentralregierung die nachsichtige oder positive Einstellung zu den Rebellen aus den Reihen dieser Wir-Gruppe bedingt. Unter anderem halten oder hielten viele die Rechtfertigung der LRA für plausibel, dass es ihr Ziel sei, die Acholi vor einem Genozid durch die Regierung zu schützen. Im Internet kursieren zahlreiche Artikel, Internetseiten und semiprofessionelle Reportagen, in denen der Regierung unterstellt wurde, einen Genozid zu planen und auszuführen: etwa durch die gezielte Weitergabe von AIDS an die Zivilbevölkerung – mittels unter anderem Prostitution oder der Vergewaltigungen von Acholifrauen durch infizierte Regierungssoldaten. Die Lager, in die die Regierung große Teile der Bevölkerung – angeblich zu ihrem Schutz – unter erheblichem Druck umsiedelte und in denen die humanitäre und hygienische Lage zeitweise katastrophal war, wurden öfter mit „Konzentrationslagern“ gleichgesetzt, obwohl die dort Lebenden sie relativ ungehindert verlassen konnten (und obwohl bis heute ein beträchtlicher Teil der umgesiedelten Bevölkerung an diesen Orten wohnen blieb).[44]

Dass von der Regierungsarmee massive Menschenrechtsverletzungen und Kriegsverbrechen begangen wurden (besonders in der Anfangszeit ihrer Machteroberung und der Rebellion in Acholiland sowie bei der Einrichtung der so genannten „Schutzlager“ für die Zivilbevölkerung), soll hier keineswegs bestritten werden. Wichtig ist uns jedoch – auch auf der Grundlage unseres empirischen Materials –, dass mit diesen Argumentationslinien implizit die Verbrechen der LRA in der Gegenüberstellung mit dem durch die Regierung begangenen angeblichen „Genozid“ relativiert werden. Diese Relativierung findet sich auch in sozialwissenschaftlichen Arbeiten (zum Beispiel auffällig bei Finnström 2008), in denen die instrumentelle militärische Rolle dieser Lager kaum diskutiert wird, die offiziell dem Schutz, faktisch und wohl

[43] Die wohl grundlegendste Unterscheidung ist in diesen Fällen, ob die Mitgliedschaft freiwillig ist (einschließlich des Austritts!) oder ob sie „primordial“ ist – für das Individuum und dessen Lebensgeschichte, im Sinn eines Geburtsverbandes, in den normalerweise der einzelne Mensch hineingeboren wird und dem er daher aufgrund von frühesten Familienbanden zugehört. Zum Beispiel der Islam ist hier ein interessanter und wichtiger Fall: er steht zwischen diesen beiden gegensätzlichen Typen, weil der Eintritt, jedoch nicht der Austritt freiwillig möglich ist.

[44] Vgl. zum Beispiel https://www.youtube.com/watch?v=fvGfDWaG8TkM und http://exposeugandasgenocide.blogspot.de/2007/10/fact-sheet-on-ugandas-president-yoweri.html. In der ethnographischen Studie von Finnström (2008: 182) werden dementsprechende Erzählungen von ehemaligen LagerbewohnerInnen zitiert. Zur relativen Mobilität der Bevölkerung der Lager ebenda (138) und zum (suggestiven) Vergleich der Lager der Regierung mit Konzentrationslagern und der massiven Repression der Regierung mit einem Völkermord ebenda (144ff., 169ff., 186ff.).

auch in der Intention der Regierungsführer aber mehr der Kontrolle der lokalen Bevölkerung und der Trennung der Guerillaarmee der Rebellen von einer möglichen Unterstützung durch diese Zivilbevölkerung dienten. Auf der anderen Seite werden die instrumentellen Aspekte der Kriegführung der LRA (einschließlich der massenhaften Entführung und Zwangsrekrutierung von Kindern) übermäßig betont und dabei implizit als „militärisch" gerechtfertigt vorausgesetzt beziehungsweise in Kauf genommen.[45]

Der Verdacht eines versuchten Genozids der Regierung an den Acholi wurde explizit unter anderem von einem lokal bekannten Fürsprecher der LRA im Gespräch mit Artur Bogner 2012 geäußert. Dieser Interviewte ging so weit, dass er die Malariabekämpfung mittels DDT in Norduganda als ein Beispiel der von der Regierung eingesetzten Mittel für den Versuch eines Völkermords an den Acholi deutete.

In einer ähnlichen, obwohl weit schwächeren Form – eher im Sinn eines so genannten kulturellen Genozids – kritisierte ein weiterer kirchlicher Würdenträger (der ebenfalls wie die bereits zitierten religiösen Wortführer der „Acholi Religious Leaders Peace Initiative" angehörte), den Konflikt zwischen Acholi und Regierung. Er wies auf die starke Marginalisierung der Acholi in puncto Schulbildung hin, die seiner Meinung nach die Regierung zu verantworten habe. Unerwähnt ließ er dabei, dass der gewaltige Rückstand dieses Gebiets bei der Schulbildung zumindest teilweise auch zu den direkten und indirekten Folgen des annähernd zwanzigjährigen Bürgerkriegs mit der LRA gehören und allgemein mit einer durch ihn bedingten Schwäche oder genauer Rückwärtsentwicklung von Ökonomie und Infrastruktur in Norduganda zu tun haben könnte. Die langen Ausführungen dieses Mannes im Interview mit A. Bogner (im Frühjahr 2012) über die Benachteiligung der Acholi, deren Marginalisierung in Uganda sind besonders bemerkenswert, da er zu Beginn des Interviews über die Misshandlung, Vergewaltigung und Ermordung seiner Ehefrau sowie seiner Tochter durch die LRA und über sein Leiden an dieser Vergangenheit berichtete, jedoch im weiteren Verlauf des Gesprächs nicht mehr darauf zu sprechen kam. Insofern standen im Interview zwei getrennte Themen nebeneinander: auf der einen Seite das durch die LRA erfahrene große Leid und, auf der anderen Seite, die indirekte Rechtfertigung der LRA-Rebellion aufgrund der Marginalisierung der Acholi. Dies ist nicht so widersprüchlich, wie es zunächst erscheinen mag. Es ist ein durchgehend zu findendes Deutungsmuster in Norduganda, dass der Regierung vorgeworfen wird, sie habe die Acholi bzw. deren Zivilbevölkerung nicht vor den Rebellen geschützt.[46]

---

[45] An diesem Punkt verhält sich der mittlerweile unter Akademikern dominante regierungskritische und dabei oft LRA-apologetische Diskurs ziemlich spiegelverkehrt zu regierungsfreundlichen Darstellungen.

[46] Diese (formal rechtlich korrekte) Argumentation findet sich zum Beispiel in der oben (siehe Fußnote 44) zitierten Reportage, da die „Schutzlager" so aufgebaut waren, dass die Regierungssoldaten in der Mitte relativ geschützt waren, die ZivilistInnen der Einwohnerschaft, die drumherum beziehungsweise am Rand der Lager wohnten, praktisch vor zügig ausgeführten Überfällen der LRA ungeschützt blieben. Nach diesem häufigen Deutungsschema litten die Menschen während des Bürgerkrieges nicht

Die Tabuierung der Thematisierung einer Kritik an der LRA und eines innerethnischen Konflikts gelingt nun vor allem damit – wie sich unter anderem im Interview mit dem religiösen Wortführer auch in der Textstruktur zeigt –, dass diese überdeckt wird mit einer Kritik an der Regierung Musevenis. Mit anderen Worten das Sprechen über die Verbrechen der Regierungsarmee und über die Verbrechen und Fehler der Regierung sowie über deren Intention, die Acholi zu schwächen, ersetzt quasi ein Sprechen über die Verbrechen und Fehler der LRA. Die in den Interviews sich durchziehende mangelnde Kritik an der LRA, die keineswegs zu beobachtende kritische Auseinandersetzung mit Joseph Kony, die apologetische Sicht auf die LRA-Führer und die in etlichen unserer Interviews explizit geäußerte Forderung, dass auch diese unter das Amnestiegesetz fallen sollten, lässt des Weiteren die Annahme zu, dass eine Distanzierung von der LRA nur schwer möglich ist, weil deren Führer zur Wir-Gruppe der Acholi gehören. Wir gehen auch davon aus, dass viele ZivilistInnen zumindest ansatzweise die Sicht übernehmen, dass die Rebellen der LRA im Grunde die „echten" oder die aufrechteren Acholi seien, und eine kollektive Scham, sowohl über die militärische Niederlage der LRA, als auch über die militärischen Niederlagen der von vielen Acholi unterstützten Regierungen Obotes und Okellos empfinden. Berücksichtigt man oder frau die militärische Tradition und Rolle der Acholi seit der Kolonialzeit, liegt die Vermutung nahe, dass viele sich dafür schämen, dass „sie" die seinerzeitige Machtergreifung von Musevenis Rebellenarmee (die vorwiegend aus anderen Landesteilen und Bevölkerungsgruppen Ugandas rekrutiert worden war) militärisch weder verhindern noch rückgängig machen konnten.

Dass diese Niederlage von vielen Acholi als überaus schmachvoll empfunden wird, hat neben dem bei vielen Wir-Gruppen ausgeprägten kollektiven Egozentrismus vermutlich auch, so wird zumindest gelegentlich von Angehörigen anderer ethnischer Wir-Gruppen vermutet, etwas mit – wie bereits diskutiert – dem besonderen kollektiven Ruf und kollektiven Selbstbild der Acholi als kriegerisch und als fähige Soldaten zu tun. Wir gehen davon aus, dass – abgesehen von diesem soldatischen und kriegerischen Selbstbild der Acholi –, der gewöhnliche kollektive Egozentrismus, d.h. die Überbewertung oder Verabsolutierung der Perspektive des in der eigenen Wir-Gruppe dominanten Wir-Bilds in solchen Kontexten, in Figurationen des bewaffneten Konflikts oder der Makrogewalt zwischen Gruppen (zum Beispiel Senghaas 1994: 83), zumeist schon an sich wirksam genug ist. So zeigten unsere InterviewpartnerInnen auch keinerlei Reflexionen darüber, dass auch die Gegenpartei oder der Feind mehr oder wenige gute oder schlechte, zumindest teilweise nachvollziehbare Gründe für seine Perspektive(n) haben könnte.

Der historisch entstandene Unterschied zwischen den Acholi und den weiter südlich heimischen Volksgruppen Ugandas ebenso wie der andere Gegensatz zwischen

primär unter der LRA, deren Überfälle gleichsam ähnlich einer Naturkatastrophe stattfanden und die nicht weiter hinterfragt werden, sondern vielmehr unter der Regierung, die die Zivilbevölkerung absichtlich nicht schützen wollte. So realistisch machtpolitisch diese Deutung sein mag, so merkwürdig nachsichtig ist sie gegenüber der nicht minder Machiavelli'schen Logik der LRA-Kriegführung.

den Acholi und ihren westlichen Nachbarn (in West Nile, also in Norduganda) ist eine historische und „soziale Tatsache" im Sinne der klassischen Soziologie. Auch wenn es heute politisch „inkorrekt" oder unerwünscht erscheinen mag, Phänomene eines so genannten Tribalismus in Afrika (in Wirklichkeit: eines nichtstaatlichen Nationalismus oder politischen Regionalismus) öffentlich zu *thematisieren,* d.h. als eine (sozio-)historische Tatsache anzuerkennen: Die damit bezeichneten Formen eines kollektiven Egozentrismus beziehungsweise Gruppenzentrismus existieren in einer beträchtlichen Zahl von Fällen wahrscheinlich nicht erst seit, aber auf jeden Fall in der jüngeren Vergangenheit und Gegenwart. Wie bei den staatlichen Nationalismen stabilisieren sie sich *gegenseitig* in einer Art langfristigem „Teufelskreis", oder anders gesagt: in einer Form der soziologischen Wechselwirkung, die wesentlich zu ihrer langfristigen Reproduktion und Verfestigung beiträgt. Dabei führen misstrauische Diskurse zu feindseligem Verhalten und feindselige Handlungen zu misstrauischen Diskursen. Kollektive Geschichtsbilder und kollektive Wir-Bilder sind dabei im Grunde fast nur zwei Seiten derselben Münze. Ein wesentlicher Aspekt ist dabei die regelmäßige Reproduktion von abschätzigen bis dämonisierenden Sie-Bildern von einer oder mehreren anderen Gruppierungen, mit denen die eigene Wir-Gruppe in Abhängigkeiten verflochten oder konflikthaft verstrickt ist. Diese Gruppierungen werden wesentlich durch ein kollektives Wir-Bild mitkonstituiert – in Verbindung mit dazu passenden Sie-Bildern von den je anderen Gruppierungen. Genährt wird dieses Misstrauen nicht zuletzt durch die Anwendung kollektiver Gewalt zwischen ihnen. In der ugandischen Geschichte sind diese Art Wechselwirkungen vor allem verbunden mit dem Thema, welche dieser Gruppierungen beziehungsweise ihrer Führer und wie die *Kontrolle über das Militär* ausübten. Aus Gründen, die unter anderem Wurzeln in der kolonialen Geschichte Ugandas haben, konzentrierte sich diese Kontrolle nach der Unabhängigkeit sehr bald in den Händen von politischen beziehungsweise militärischen Führern aus dem Norden des Landes, Obote und Idi Amin, und schließlich (mit dem Ende von Obotes zweiter Regierung) von zwei Generälen aus den Reihen der Acholi. Dies hielt jedoch nur für wenige Monate vor, bis die Rebellenpartei des heutigen Staatschefs auch diese Führer aus Norduganda ihrerseits mit dem Mittel der militärischen Gewalt absetzte.

Wir können hier nicht auf die Details einschließlich der Problematik der formalen Rechtmäßigkeit und der soziologischen (d.h. der von der Bevölkerung empfundenen) Legitimität dieser Regierungswechsel eingehen. Für die langfristige Beobachtung und Analyse ist entscheidend, dass die Politisierung und Radikalisierung ethnisch gefärbter beziehungsweise ethnopolitischer Differenzen und die Austragung der damit begründeten Gegensätze und Konflikte sich früh mit einer rasch zunehmenden Bedeutung des Mittels kollektiver bewaffneter Gewalt verzahnte. Damit einher ging die auf lange Sicht meistens wachsende Bedeutung des Militärs als wichtigsten Träger kollektiver bewaffneter Gewalt. Dieses stellte und stellt die bedeutendste Machtquelle in Ugandas Politik und Gesellschaft dar (zum Beispiel und besonders Kagoro 2015: Kapitel 3; Schubert 2008; Van Acker 2004; Doom / Vlassenroot 1999: 7f.). Ab dem frühen Verfassungskonflikt von 1966 bis zur Machtergreifung

der heutigen staatlichen Führungsriege ging dies parallel mit einer zunehmenden politischen und/oder militärischen Dominanz der in Norduganda heimischen Volksgruppen beziehungsweise ihrer (Meinungs-)Führer. Diese *Parallelität und Verflechtung* der beiden bis dato deutlichsten Langfristtendenzen in der Entwicklung des nachkolonialen Staates wurde damit gebrochen. Offenkundig wurde der militärische Sieg und die Eroberung der Staatsmacht durch Musevenis Rebellenbewegung von vielen Acholi als ein großes Unrecht und als der Verlust ihrer bisherigen, ihrerseits als rechtmäßig und gerecht erlebten privilegierten Position in Militär und Staatsdienst (allerdings nicht im nichtstaatlichen Sektor von Wirtschaft und formalen Organisationen) verstanden. In den Worten des international angesehenen Journalisten Wojciech Jagielski:

> „Das Unglück ereilte die Acholi im Moment ihres höchsten Triumphs, als ihr Landsmann, General Tito Okello aus Kitgum, die Regierung Ugandas innehatte." (Jagielski 2010: 65)

Ohne diesen Zusammenhang im Blick zu haben, lässt sich die besondere Heftigkeit und Hartnäckigkeit des Widerstands und der Aufstandsbewegungen bei den Acholi nicht in ihrer Gänze verstehen (auch wenn die prinzipiell analoge Situation ab 1979 in West Nile und die dortigen Rebellionen dazu einige aufschlussreiche Ähnlichkeiten aufweisen). Er ist der wohl wichtigste Grund dafür, dass die Acholi bereit sind zu Empathie und Sympathie gegenüber verschiedenen Rebellengruppen einschließlich der LRA, die wenigstens zwei Jahrzehnte erheblichen Widerstand gegen die Regierungsarmee leistete und sehr lange von ihr nicht niedergerungen werden konnte – und deren Anführer Kony bis jetzt in Freiheit ist. Immer wieder wird anerkennend von den ZivilistInnen und auch den „returnees" darüber gesprochen, dass Kony offenbar unverwundbar und wohlauf sei. Ihm werden übermenschliche Fähigkeiten – wie zum Beispiel die des Wahrsagers und Gedankenlesers – zugesprochen. In gewisser Weise rettete Konys LRA das kollektive Selbstbewusstsein beziehungsweise die angeschlagene kollektive Selbstachtung der Acholi als begabte Soldaten oder Krieger. Vermutlich gehört diese Empathie und mitunter der Stolz auf Konys militärische Leistungen zu dem Kriegermythos[47], der für viele Acholi eng zu ihrem Wir-Bild und Wir-Gefühl – also zu ihrer „Identität" als eine große oder wichtige Volksgruppe – gehört. Dies trifft offenbar zu, obwohl viele von ihnen *als Individuen* extrem oft und extrem furchtbar unter der LRA gelitten haben, unter anderem durch den Verlust ihrer entführten oder gestorbenen beziehungsweise getöteten Kinder sowie durch sonstige Wirkungen des Bürgerkriegs. Möglicherweise gibt es – hier wie in anderen Zusammenhängen – eine Spaltung zwischen einem kollektiven Wir-Bild,

[47] Über die historischen Ursprünge dieses Kriegermythos, den viele Autoren in der Politik und den Ideologien der britischen Kolonialmacht identifizieren und der vor allem den Bevölkerungsgruppen Nordugandas angeheftet wurde und bis heute haften blieb, ist viel geschrieben worden. Vgl. statt anderer und als Einführung: Schubert (2008) oder Kagoro (2015: Kapitel 3).

das trotz allem auch positiv besetzt, obgleich verwundet ist, und einem mehr individuellen, mehr auf die eigene Person bezogenen Selbstbild, das vielleicht vorwiegend beschämend ist, vielleicht weil es Erinnerungen an selbsterlebte Erfahrungen von kaum erträglichen Verlusten und Demütigungen sowie möglicherweise auch von großer persönlicher Hilflosigkeit beziehungsweise Machtlosigkeit enthält.[48]

In einem Kontext wie diesem, der stark durch große, sehr oft „absolute" Armut und für lange Zeit durch zahllose „Kriegsereignisse" geprägt ist, erleben sich Individuen als einzelne Menschen oft als sehr schwach und gefährdet, als machtlos. Umso bedeutsamer ist daher häufig diejenige Selbstachtung sowie das Gefühl von „ökonomischer", „physischer" oder „sozialer" Sicherheit, das Menschen aus der Zugehörigkeit zu einem größeren Kollektiv schöpfen, wie immer dieses Kollektiv beschaffen oder definiert ist und selbst wenn es vorwiegend in der Imagination existiert.

Möglicherweise wird das Leiden unter den grausamen Methoden der LRA gleichsam als ein nur individuelles Thema, als individuelles Unglück, und andererseits als ein (mehr oder weniger) notwendiges Übel empfunden. Die langanhaltende Stärke der LRA als Rebellenbewegung ist Grund für kollektiven Stolz, den man dem Rebellenführer Kony zuschreibt und zugutehält. Hingegen fällt dieser Aspekt – der Kampfgeist der LRA und ihr relativer Erfolg – als Grundlage einer kollektiven Selbstachtung der Wir-Gruppe – im Verhältnis zu den Ex-KindersoldatInnen weg. Diese erscheinen als hilflose und deshalb schambelastete Opfer und vielleicht sogar eher als DeserteurInnen der Rebellion, also fast als Verräter an der gemeinsamen Sache. Deren Mangel an individueller Verantwortlichkeit für diese Prozesse trennt sie von diesem kollektiven Stolz, gerade weil sie nicht freiwillig zu den Rebellen gegangen sind und damit eigentlich nur als Opfer zählen, nicht als autonom Handelnde. Dies zeigt sich zum Beispiel im öffentlichen Diskurs in Acholiland über den LRA-„General" Dominic Ongwen, dessen Fall vor dem Internationalen Strafgerichtshof seit 2015 verhandelt wird. Entgegen seiner Präsentation als Opfer in den ugandischen Medien, vor allem in der einflussreichsten Oppositionszeitung, gilt er unter einigen Acholi als bewährter Kriegsführer und besitzt die positiv geschätzte Qualität eines handelnden Subjekts. Trotz seiner berüchtigten Grausamkeit wird er bewundert.

---

[48] Dieser für den globalen Süden häufige Sachverhalt und Unterschied (im Verhältnis zum globalen Norden) in der Balance zwischen individuellen und kollektiven Grundlagen der eigenen Handlungsmacht und „Identität" sowie im Empfinden und in der Wahrnehmung dieser Grundlagen macht es für Menschen aus dem globalen Norden oft schwierig, das Erleben und Verhalten von Menschen im globalen Süden zu verstehen – nämlich deren biographisch sedimentierte Erfahrungen, die in ihrem Gedächtnis verzeichneten Situationen sowie die darauf gegründeten Relevanzen, Motive, Regelmäßigkeiten und sozialen Regeln auch in den konkreten Details und Verästelungen nachzuvollziehen. Das Alltagsleben der Letztgenannten ist im Vergleich viel mehr in allen Fasern und Dimensionen gesättigt von Erlebnissen von großer Armut und Ungleichheit und / oder (in Kriegsgebieten) von kriegerischer Gewalt sowie den Erfahrungen schwer erträglicher Repression, sei es seitens des Staates oder anderer mächtiger Akteure. Zudem sind indirekte, eher verdeckte Wirkungen dieser „Phänomene" hier dem unmittelbaren Erleben der breiten Bevölkerung leichter zugänglich als einem Beobachter, der in seinen Wahrnehmungs- und Sichtweisen von einem anders beschaffenen alltäglichen Umfeld geprägt ist.

Nach seiner Inhaftierung konkurrierten zwei verschiedene Familien öffentlich darum, dass er als ihr Mitglied anerkannt wurde.[49] Dies unterscheidet ihn von anderen ehemaligen KindersoldatInnen, die wie er durch Entführung rekrutiert worden sind. Wie lässt sich dieser auffällige Unterschied zwischen dem Image eines hohen LRA-Kommandeurs mit dem der rangniedrigen Ex-KindersoldatInnen erklären? Unseres Erachtens zeigt die Schwäche der zurückgekehrten Ex-KindersoldatInnen in ihrem sozialen Feld und besonders in ihren lokalen Herkunftsmilieus die Sinnlosigkeit der vielen Opfer, die die Rebellion der LRA die Acholi gekostet hat. Die „Stärke“ der LRA-Kommandeure und vor allem die vermeintliche Unverwundbarkeit und Unbesiegbarkeit Konys haben stattdessen den gegenteiligen Effekt. Hier treten kollektives und individuelles Selbstbild, wie es scheint, stark auseinander. Die Leiden der Individuen *als Individuen* fallen gegenüber den Leiden und dem Wohlergehen des Kollektivs nicht in einem vergleichbaren Maß ins Gewicht.

Wie sehr die zurückgekehrten Ex-KindersoldatInnen im Unterschied zu den LRA-Führern als passive, schwache und vielleicht gerade deswegen als wenig zu einer empathischen Identifikation einladende Individuen betrachtet werden, zeigt sich auch in dem von uns durchgeführten Workshop. Dies wird zum Beispiel deutlich in einem Abschnitt des Diskussionsverlaufs, bei dem eine Zivilistin an die zurückgekehrten Ex-RebellInnen die Frage stellt:

> “A question is when you were in the bush, was there some kind of orientation or deceiving you that you were going to overthrew the government?”

Mit dieser Frage wird in gewisser Weise die Frage der Schuld den Ex-RebellInnen zugeschoben. Sie wurden getäuscht und waren bei der Entführung Kinder, was im Folgenden von allen anwesenden ZivilistInnen wiederholt wird – und stellenweise auch von den Ex-RebellInnen. Zunächst wird dies von einem Ex-Kindersoldaten bestätigt, der selbst in der Funktion eines Kommandeurs war und als erwachsener Mann aus dem „Busch“ zurückkam. Er erklärt auch, dass es 1998 durchaus so ausgesehen habe, als sei ein militärischer Sieg über Museveni möglich. Auch Tom stimmt ein und meint, sie hätten sich vorgetäuscht, dass man die Regierung stürzen könnte. Und nun wirft die Ex-Kindersoldatin Isabelle ein:

> “We were not only deceived, that we are going to overthrow the government, there was also that we were now going to be the real Acholis, all those remain here at home, have not died from Ebola, now been scotched by HIV and AIDS, so we are now going to be the real: Acholis.”

[49] Vgl. *Daily Monitor,* 24. Januar 2015, Ocungi, Julius: „Two families claim Ongwen, demand DNA test“ (http://www.monitor.co.ug/News/National/Two-families-claim-Ongwen--demand-DNA-test/688334-2599758-ea6ire/index.html).

Daran schließt Lydia an, dass sie damals bei der LRA noch recht jung gewesen sei und sich vorgestellt habe, dass Kony in die Position von Museveni komme. Maria wendet sich dann an die Zivilistin, die die Frage gestellt hatte:

> "My sister, we will you accept, that we were deceived like that they told us, that we were going to overthrow the government, come and start a new generation of the Acholis."

Und auch der sechste anwesende Ex-Rebell äußert sich und meint, als er entführt worden sei, war er sehr in seinem christlichen Glauben verhaftet, und erläutert, dass er daher offen war für die Erklärungen über den „holy spirit". Dieser Geist habe diese Version der Geschichte vermittelt. Es sei zudem nicht nur Joseph Kony gewesen, der dies verkündet habe, sondern auch andere Rebellengruppen – wie unter anderem die „West Nile Bank Front" und die „Allied Democratic Forces". Ebenso wären Führer aus anderen Nationen gekommen und hätten sich mit der LRA verbunden. Mit anderen Worten, es hätten so viele an die Version geglaubt, dass man die Regierung von Museveni stürzen könnte.

Wie reagierten die ZivilistInnen, nachdem alle Ex-Rebellen sich klar und deutlich dazu bekannt haben, dass sie an den Sieg der Rebellen geglaubt hatten beziehungsweise davon überzeugt waren? Außerdem steht der Bestandteil des Diskurses der LRA über die reinen und unreinen oder echten und unechten Acholi im Raum. Wird darauf Bezug genommen? Die Interviewerin G. Rosenthal fragte die ZivilistInnen, wie es ihnen nun gehen würde, mit dem, was sie gehört hätten.

Eine Zivilistin vom Dorf meint, sie fühle Mitleid mit den Ex-RebellInnen, weil diese geglaubt hätten, sie könnten die Regierung stürzen. Sie wären zu jung gewesen, sonst hätten sie doch verstanden, dass sowas aus dem „Busch" heraus nicht möglich wäre. Betrachten wir das Zitat etwas genauer, dann wird deutlich, dass hier vor allem das Kindsein der Ex-RebellInnen betont wird und sie quasi über die falsche Kriegsführung der LRA und über ihr Getäuschtsein belehrt werden:

> "If they were older, they couldn't believed, that they are gonna overthrow the government from the bush. They would have understood, that to overthrow the government, you need to come and attack the town or follow the main highways, but not to remain in the bush."

An dieser Stelle wird jedoch nicht von der Schuld oder Verantwortungslosigkeit der LRA-Führung im Kontext dieser Täuschung geredet, sondern nur über die altersbedingte Unfähigkeit der damals Minderjährigen, die Täuschung zu durchschauen. Diese Lesart wird im Folgenden von weiteren ZivilistInnen bestätigt. Sie versichern sich wechselseitig, dass die Ex-RebellInnen zu jung waren, um zu verstehen, was die Kommandeure, die ja nun ihre Lehrer gewesen seien, ihnen da vom „holy spirit" erzählten.

Die Schuldproblematik der KindersoldatInnen wird damit durch ihr geringes Alter reduziert und die Verantwortung Konys und seiner Kommandeure tendenziell darauf, dass sie eine *militärisch* ungeeignete Strategie verfolgt haben. Das Ziel, die Regierung zu stürzen, und insbesondere die Methode der Rekrutierung und Entführung von Kindern wird nicht in Frage gestellt.

Bei den von den ZivilistInnen formulierten Fragen an die Ex-RebellInnen fällt nun besonders auf, dass sie die Überfälle der LRA auf die Dörfer und die sog. Schutzlager nicht hinterfragen. Zwar wird die Strategie der Kriegsführung beziehungsweise deren militärische Aspekte teilweise thematisiert, doch nicht die Rebellion als solche oder der Krieg gegen die eigene Zivilbevölkerung als deren Mittel.

2.8 Fazit: Barrieren anerkennen, überwinden oder ignorieren?

Vor dem Hintergrund der zuletzt zitierten Sequenzen aus dem Workshop stellten sich folgende Fragen: Wie sieht unter diesen Bedingungen die Figuration zwischen den Ex-RebellInnen und den ZivilistInnen aus? Wie empfinden die Ex-RebellInnen das während des Workshops immer wieder geäußerte Mitleid der ZivilistInnen? Wie erleben sie die Belehrungen, die aus der Perspektive der Ex-RebellInnen die Funktion einer Entschuldigung oder Rechtfertigung für die mangelnde Unterstützung der Rebellion seitens der (Zivil-)Bevölkerung haben. Für die ZivilistInnen hingegen liefern sie vor allem eine freundliche Entschuldigung für die Gewalttaten der Ex-RebellInnen. Hier stellt sich die Frage, ob die Ex-RebellInnen die ihnen zugeschriebene Rolle übernehmen, dass sie wie Kinder sind, denen die ZivilistInnen die Hand reichen, um sich wieder im zivilen Leben einzufinden. Insbesondere der zitierte Workshop verdeutlicht an etlichen Stellen, dass sie sowohl die ihnen zugeschriebene Rolle der belehrbaren Kinder oder Jugendlichen nur scheinbar annehmen und vor allem auch die Hand – um in dieser Metapher zu bleiben – in der dargebotenen Weise nicht anzunehmen bereit sind. Sie fühlen sich den ZivilistInnen vielmehr in gewisser Weise überlegen und vertrauen dem angebotenen Abbau von Barrieren nicht. Ihr Gefühl der Überlegenheit äußert sich zum Beispiel, wenn Isabelle am Ende der Fragerunde auf die letzte Frage der ZivilistInnen, ob es im „Busch“ auch schöne Momente gab, erklärt:

> “What makes me happy … I lived there ((in the bush)) and came back so I know, among women, there are very few who knows about a gun. There are maybe only a hundred, and I am among those hundred, who know how to use a gun.”

Isabelle schaut sich in der Runde um, deutet auf die anwesenden ZivilistInnen sowie ForscherInnen und fährt fort: „even right now if I would have a gun I can defend all of us and protect us all.“ Die Aussage wird mit einem gemeinsamen Lachen quittiert und bestimmend fährt Isabelle fort: „so you are safe.“

Wir können davon ausgehen, dass alle Anwesenden – auch die ForscherInnen und ihr Feldassistent – in dieser Sequenz von dieser Aussage überzeugt waren, die nicht ohne Stolz die (überlegene) Handlungsmacht oder Handlungsfähigkeit der Ex-Rebellin hervorhebt. Hier müssen wir uns jedoch auch vor Augen führen, dass die anwesenden ForscherInnen und ZivilistInnen sich ja nur dann sicher fühlen könnten, wenn Isabelle sie beschützen wollte – aber nicht, wenn sie sie angreifen wollte. Daher gilt in der Figuration zwischen ZivilistInnen und Ex-RebellInnen auch immer wieder zu bedenken, dass hinter dem Verweis in die Rolle der Kinder, die der Belehrung bedürfen, auch eine nicht unbegründete Angst der ZivilistInnen liegt, bei einem bewaffneten Kampf zweifelsohne unterlegen zu sein – zum einen was die Verteidigung angeht als auch die Kompetenz, im „Busch" unter extrem schwierigen Bedingungen zu überleben. Dies wurde auch sehr deutlich von einem Zivilisten aus dem Dorf zum Ausdruck gebracht, als er erfuhr, wie lange die anwesenden RebellInnen im „Busch" waren:

> "To survive 16 years in the bush it is a sign that he is a **brave soldier,** who was able to maneuver and pass through every hard situations … is somebody who pass through a lot of problems and also develops survival technics."

Hier zeigt sich, was mit dem häufig gehörten Lob für die Disziplin und Leistungsbereitschaft der Ex-RebellInnen gemeint oder konnotiert ist. Das Gefühl der Stärke auf Seiten der RebellInnen zeigte sich auch noch in einer ganz anderen Weise, und zwar darin, dass sie sehr empathisch auf die Erzählungen der ZivilistInnen über deren Erlittenes reagieren und sich auf deren Perspektive einlassen konnten. Unter anderem tröstete die Ex-Rebellin Maria den Lehrer in der Runde, der über seine gegenwärtigen Probleme in seiner Familie sprach und hielt ihm die Hand, als er zu weinen begann.

Die Zurückweisung der gereichten Hand der ZivilistInnen zu einem vermeintlichen Abriss der Barrieren zwischen beiden Gruppierungen sei am Verlauf einer Übung zum Abschluss des Workshops beschrieben. Diese Übung macht deutlich, dass die Ex-RebellInnen – zumindest in diesem ansonsten von allen Parteien als sehr erfolgreich angesehenen Workshop – die Barrieren zwischen ihnen und den ZivilistInnen als nur ein Stück weit abgebaut erleben, während die ZivilistInnen meinen, die Barrieren einfach völlig niederreißen zu können.

Während der Fragerunde saßen die Ex-RebellInnen den ZivilistInnen gegenüber. Zwischen beiden Gruppierungen befand sich eine von den ÜbungsleiterInnen aufgebaute Barriere, bestehend aus mehreren Getränkekästen, umgekippten Stühlen, Kartons sowie kleinen Gegenständen, wie zum Beispiel Kekspackungen. Diese Barriere sollte die Differenz und die Schwierigkeiten in der Beziehung beider Gruppierungen symbolisieren. Am Ende der Übung zu den wechselseitig gestellten Fragen forderte die Übungsleiterin beide Gruppen auf, zu überlegen, wie viele Gegenstände der Barriere sie nun gegen Ende des Workshops als abgebaut ansähen würden. Sie können sich darüber beraten und zwischen keinem, einem oder zwei Gegenständen

entscheiden. Beide Gruppen berieten sich und wählten ein Mitglied aus, das die Entscheidung der Gruppe (!) nun aktiv umsetzen sollte. Ein hochschulgebildeter Zivilist sprang von seinem Stuhl auf und beseitigte in großer Eile und mit viel Kraftaufwand alle Gegenstände bis auf einen Stuhl. Er tat dies in solch einer Eile, dass der ebenfalls aufgestandene Ex-Rebell nichts tun konnte. Diese Aktion entsprach nicht der Instruktion durch die Übungsleiterin und verwies darüber hinaus die Ex-RebellInnen in eine passive Rolle. Dieses Verhalten verhinderte, dass diese ihre Entscheidung überhaupt umsetzen konnten. Somit wurde zum Ausdruck gebracht, dass es die ZivilistInnen sind, die entscheiden, was zwischen beiden Gruppierungen geschieht. Sie sind diejenigen, die vorgeben, ob es Barrieren gibt oder nicht; sie sind diejenigen, die die Hand reichen. Dass die Ex-RebellInnen, die vor allem zu Beginn des Workshops von den erlittenen Diskriminierungen berichteten, von ihrer Angst um ihre Kinder, die ebenfalls unter diesen zu leiden haben, sowie von der mangelnden Anerkennung, dass sie nicht freiwillig bei der LRA waren, ebenfalls Zugeständnisse an die ZivilistInnen machen müssen und Erwartungen an sie haben, wird vermutlich völlig verkannt.

So verwundert es nicht, dass die Ex-RebellInnen gegen dieses Abräumen der – abgesehen von einem Stuhl – gesamten Barriere protestierten und vor allem der Übungsleiterin erklärten, dass sie sich hingegen für die Beseitigung nur eines einzigen Gegenstands entschieden haben! Sie erklärten es der Forscherin, weil sie sich – so unsere Hypothese – a) an die vorgeschlagene Regel gehalten haben – mit anderen Worten sich diszipliniert verhielten – und b) weil sie sich von ihr hinsichtlich der nicht so einfach abzubauenden Barrieren besser verstanden fühlten als von den ZivilistInnen. Um das Verhalten der ZivilistInnen zu verstehen, sei nochmals auf unsere Annahme hingewiesen, dass das schnelle Bemühen um Harmonisierung auch einer abgewehrten Angst vor den Ex-RebellInnen geschuldet sein könnte. Außerdem können diese Bemühungen auch dazu dienen, die eigenen Schuldgefühle darüber, dass man selbst nicht entführt wurde oder, dass man die Entführten nicht vor ihrem Schicksal beschützen konnte, zu bearbeiten. Wir können auch davon ausgehen, dass die AußenseiterInnen beziehungsweise diejenigen, die extremtraumatisiert wurden, sowohl stärker die vorhandene Kluft zwischen ihnen und den ZivilistInnen erleben und fühlen als auch realistischer einschätzen können, da sie alltäglich damit konfrontiert sind.

3 Familien- und Lebensgeschichten von Ex-RebellInnen der Lord’s Resistance Army[1]

Artur Bogner, Gabriele Rosenthal & Josephine Schmiereck

3.1 Einleitung

In diesem Beitrag werden wir uns auf die Familien- und Lebensgeschichten von zurückgekehrten Ex-KindersoldatInnen konzentrieren und der Frage nachgehen, inwiefern es ihnen gelingen kann, sich auf ein Leben in Friedenszeiten einzustellen, und ob es ihnen gelingt, als Familien, Ortsgemeinden oder Verwandtschaftsgruppen wieder zusammenzufinden. Wie leben sie heute mit den psychischen und sonstigen Folgen des jahrzehntelangen Bürgerkrieges und der Gräueltaten, die von mehreren Seiten und nicht nur von den Mitgliedern der LRA verübt wurden – sondern unter anderem auch von Regierungssoldaten und Viehräubern –, mit den körperlichen und seelischen Verletzungen und vor allem mit den vielen Toten, vielen Vermissten sowie vielen physisch und / oder psychisch Verletzten in ihren Familien, Haushalts-, Verwandtschafts- und Siedlungsverbänden? Insbesondere stellt sich auch die Frage, wie die (Ex-)KindersoldatInnen, die viele Jahre unter den grausamsten Bedingungen im „Busch“ gelebt haben, mit den Extremtraumatisierungen[2], die sie oft in der Vergangenheit erfuhren und an denen sie häufig bis in die Gegenwart leiden, sowie mit deren vielfältigen Folgen umgehen. Und wie gehen ihre Familien mit der Rückkehr ihrer erwachsenen und ihnen oft mittlerweile entfremdeten Kinder um? Die Zivilbevölkerung in Acholiland weiß nicht nur von den Gräueltaten, die die

---

[1] Dieser Beitrag ist eine gekürzte deutsche Fassung des englischsprachigen Aufsatzes der AutorInnen von 2017 (Bogner / Rosenthal / Schmiereck 2017).

[2] Vgl. Fußnote 27 in Kapitel 2.

zurückgekehrten KindersoldatInnen erleben und sehr oft selbst verüben mussten, sie war auch häufig selbst Opfer und Zeuge davon. Viele mussten unter Lebensgefahr hilflos zusehen, wie ihre Kinder unter Todesangst entführt oder auch vor ihren Augen getötet wurden – nicht selten in qualvollster, inhumanster Form. Sie erlebten die Plünderungen der LRA auf ihren Gehöften und wie diese häufig auf die brutalste Art und Weise Angehörige oder Nachbarn ermordeten. Die entführten Kinder und Jugendlichen wiederum blicken auf eine Vergangenheit zurück, in der die Erwachsenen – weder die Klanältesten noch die eigenen Eltern – sie nicht vor der gewaltsamen Entführung bewahren konnten. Sie mussten mit der Gewissheit leben, dass eine Flucht oder Rückkehr zu ihren Familien aufgrund der üblichen und mit Nachdruck angedrohten Racheaktionen der LRA für diese äußerst lebensgefährlich sein könnte. Bei der LRA lebten sie unter extremen Entbehrungen (Hunger, Kälte und Erschöpfung) und waren den Angriffen und Bombardements seitens der Regierungssoldaten und der mit diesen verbündeten Rebellen des Südsudan ausgesetzt. Allgemein gesprochen waren dies extremtraumatisierende Bedingungen. Sehr häufig wurden sie gezwungen, gleichaltrige Mitgefangene, nahe Verwandte oder Nachbarn – beim Überfall auf deren Gehöfte oder Dörfer – zu ermorden oder dabei zuzusehen (vgl. Blattman / Annan 2010: insbes. 133–139, 141).[3] Die mitunter ritualisierten Tötungen von ZivilistInnen und Mitentführten waren oft mit Folter und einer anschließenden Schändung des Leichnams verbunden. So mussten sich die Kinder und Jugendlichen an unvorstellbaren Tötungsaktionen beteiligen, waren unter anderem gezwungen, auf verwesten Leichen sitzend zu essen, oder gar selbst die Leichen zu zerschneiden, zu braten und Teile davon zu essen.[4] Dies diente der Einschüchterung der Entführten, zur Abschreckung vor einem Fluchtversuch und zielte auf die Zer-

[3] Blattman und Annan konstatieren quasi mit Erleichterung, dass in ihrer quantitativen Erhebung „nur" circa acht Prozent der Befragten angaben, dass sie Verwandte oder Freunde ermorden mussten. Selbst wenn diese Schätzwerte den Tatsachen entsprächen, wäre jede Erleichterung über diesen – im Verhältnis vor allem zur Vorerwartung der Forscher – „niedrigen" Wert sowohl methodisch hochproblematisch als auch (aus psychologischer Sicht) fachlich verfehlt. So lobenswert und verdienstvoll der Versuch ist, die Verbrechen der LRA quantitativ zu untersuchen, so problematisch ist es, die Ergebnisse als Abbild der *erlebten* Realität zu interpretieren. Auch die Vorstellung, zuverlässige Angaben über den Umfang von schwersten Gewaltverbrechen durch die bloße Befragung der (potenziellen) Täter beziehungsweise durch direkte Fragen im Rahmen einer Fragebogenuntersuchung zu erhalten, ist mehr als unrealistisch. Man kann damit zwar ausgesprochen wichtige Informationen über plausible Untergrenzen von realistischen Schätzwerten gewinnen, doch die Ergebnisse lassen kaum Schlussfolgerungen über den tatsächlichen Anteil oder die tatsächliche Häufigkeit von bestimmten Phänomen zu. In Betracht der von den Autoren selbst genannten und vergleichsweise sehr gut fundierten Schätzzahl einer Summe von bis zu 66.000 entführten jungen Menschen im zentralen Norden Ugandas allein, ist Erleichterung nach unserer Auffassung vor allem als ein Ausdruck eines unter Akademikern seit längerer Zeit vorherrschenden Diskurses zu begreifen, der bestrebt ist, die LRA als eine Rebellengruppe wie jede andere zu präsentieren.

[4] Darüber wurde in mehreren Interviews – auch von Nicht-Entführten – berichtet. Zwei der Ex-SoldatInnen erzählten, wie sehr sie dies bis heute belastet und die Erinnerung daran regelmäßig wieder vor ihrem inneren Auge auftritt.

störung der Verbindungen zu ihren Familien und Heimatgemeinden ab. Erklärtermaßen diente dies ihrer „Abhärtung". Bei ihrer Rückkehr begegneten die entführten KindersoldatInnen einer von der LRA – und dies bedeutet auch von den eigenen entführten Kindern – stark entfremdeten Zivilbevölkerung. Und ebenso erlebten die zurückgekehrten KindersoldatInnen ihnen entfremdete Familien und generell auch einen ihnen fremde oder fremd gewordene Alltagswirklichkeit auf den Dörfern oder in den Städten. Bis heute lässt sich zwischen den Ex-KindersoldatInnen und der Zivilbevölkerung – auch zu den nichtentführten Familienangehörigen – oft eine Art emotional nicht oder nur kaum überbrückbare Kluft und große Vorsicht im Umgang miteinander beobachten.

Doch diese Art der Schwierigkeiten in den Beziehungen mit den Ex-KindersoldatInnen wird in den herrschenden Diskursen zur LRA in Acholiland wenig thematisiert und kann daher auch nicht ausreichend bearbeitet werden. Der öffentliche und großenteils auch der familiale Diskurs ist, wie wir bereits ausgeführt haben (vgl. Kapitel 2), vielmehr bestimmt von der Zustimmung für eine Amnestie der LRA-Mitglieder,[5] bei der die häufig behauptete und häufig sehr pauschal beschriebene Versöhnungskultur der Acholi betont wird, von Schuldzuweisungen gegenüber der Regierung und von einer versteckten oder offenen Bewunderung für den LRA-Führer Joseph Kony oder zumindest einer starken Empathie ihm gegenüber. Die Einstellung der Bevölkerung gegenüber den zurückgekehrten KindersoldatInnen, die fast immer die Mehrheit der aktiven KämpferInnen der LRA ausgemacht haben, ist sehr viel weniger empathisch und viel weniger von der Bereitschaft zur Vergebung geprägt. Vielmehr schwankt sie auf der einen Seite zwischen der Beobachtung, dass zurückgekehrte KindersoldatInnen sehr diszipliniert und aktiv und bemüht seien sich zu integrieren, und auf der anderen Seite der Anklage, dass sie von bösen Geistern („cen") besessen sowie aggressiv und emotional unstabil seien.

Die Auswertung der von uns geführten Interviews, vor allem auch der Familiengespräche, weist darauf hin, dass dieser Diskurs nicht nur den Dialog zwischen den Ex-KindersoldatInnen und der Zivilbevölkerung im Allgemeinen blockiert, sondern auch zwischen ihnen und ihren Familien, insbesondere ihren Herkunftsfamilien und ihren Eltern sowie auch ihren und deren Geschwistern. Mit der Zuweisung der Verantwortung an die Regierung ist auch verbunden, dass die Frage nach der Verantwortung oder Schuld der Eltern – und ihrer historischen Generation – gegenüber ihren entführten Kindern, die in die Rolle von RebellensoldatInnen gezwungen oder Opfer von deren Gewalttaten wurden, weder im wissenschaftlichen und massenmedialen noch im alltagsweltlichen Diskurs thematisiert wird. Selbst die zurückgekehrten KindersoldatInnen formulieren weder explizit noch zwischen den Zeilen die Frage nach der Verantwortung der Erwachsenen für diesen langanhaltenden Bürgerkrieg und ihre Entführung. Fast ähnlich wird die Verantwortung beziehungsweise Schuld der LRA-Führung gegenüber den von der Rebellengruppe entführten, zwangsrekrutierten, getöteten oder verwundeten ZivilistInnen in den Medien und

[5] Vgl. hierzu Finnström (2008) und Pham et al. (2007: 34–38).

der wissenschaftlichen Literatur eher implizit behandelt (oder vorausgesetzt) und nicht im eigentlichen Sinne diskutiert.[6]

Unsere Analysen zu den herrschenden Diskursen, zur erlebten Vergangenheit und dem heutigen Leben mit dieser Vergangenheit beruhen auf von Artur Bogner und Gabriele Rosenthal in vier meist zweimonatigen und gemeinsamen Feldaufhalten zwischen Sommer 2011 und Januar 2016 geführten biographisch-narrativen und thematisch fokussierten narrativen Interviews (vgl. Rosenthal 2002, 2015; Schütze 2008, 1977) sowie Gruppendiskussionen mit zurückgekehrten, mittlerweile erwachsenen Ex-KindersoldatInnen, mit ihren Angehörigen und Angehörigen der nicht-entführten Zivilbevölkerung sowie auch mit ExpertInnen von NGOs und vergleichbaren Organisationen. Ziel dieser Feldforschung – zu der auch teilnehmende Beobachtungen gehörten – war es zu rekonstruieren, was die Menschen im Acholigebiet konkret beziehungsweise persönlich erlebt haben und wie sie heute mit den Folgen dieser Zeit umgehen. Im Zusammenhang der Extremtraumatisierung der Ex-KindersoldatInnen oder auch der ZivilistInnen sprechen wir von Folgen und bewusst nicht von einer posttraumatischen Belastungsstörung (PTBS), da sich dieses Konzept auf Symptome konzentriert und die Ereignisse, die als traumatisierend erlebt wurden, nicht näher betrachtet. David Becker (1997), der zu den renommiertesten Kritikern dieser Diagnostik gehört, betont, dass die Nichtdefinition des traumatischen Ereignisses das Verständnis des Verhältnisses zwischen der Symptomatik und dem gesellschaftlichen und historischen Zusammenhang verhindere, in dem diese entstand und fortbestehe. Auch seien die Symptome weniger spezifisch, als es das Konzept der PTBS suggeriere. Des Weiteren können wir nicht von einer zeitlichen Begrenzung des Leidens ausgehen. Die Traumatisierung geht weiter; insofern ist auch nicht von „posttraumatisch" zu sprechen (Becker 1997: 29). Er schlägt eine Kategorisierung entlang der Erlebnisse der Traumatisierten vor:

> „Weil das Unterscheidungsmerkmal der Patienten nicht so sehr in der Symptomatik, sondern in den spezifischen Charakteristika der erlittenen Traumatisierung zum Ausdruck kommt, werden hier nicht Psychotiker, Neurotiker oder Borderliner vorgestellt, sondern Gefolterte, Verschwundene und Exilierte und Familienangehörige von Ermordeten." (Becker 1992: 68)

Daher geht es auch uns in unserer Untersuchung darum, mit Hilfe von familiengeschichtlichen und biographischen Fallrekonstruktionen (vgl. Rosenthal 1995, 2015), orientiert am Einzelfall und an der *Erfahrungsgeschichte* der Befragten, nach deren konkreten belastenden und traumatisierenden Erlebnissen, nach den psychischen

[6] Wie man an der wissenschaftlichen Literatur – zum Beispiel klar bei Finnström (2012) – sehen kann, bedeutet dies durchaus nicht, dass die Schuldhaftigkeit der LRA-Führer als selbstverständlich angenommen wird (vgl. dazu Allen (2006: 83–88, 138–141). Angesichts der übergroßen Deutlichkeit Finnströms sonstiger politischer Werturteile und seiner Sprache ist klar, was diese Zurückhaltung bedeutet.

und biographischen Folgen des Bürgerkrieges in Wechselwirkung mit anderen belastenden Erlebnissen und nach dem Erleben der gegenwärtigen Situation zu fragen. Wir konzentrieren uns dabei nicht auf eine bestimmte Phase, sondern rekonstruieren die familien- und lebensgeschichtlichen Erfahrungen vor der Entführung der Kinder, während ihrer Zeit bei den Rebellen sowie nach ihrer „Rückkehr". In Anlehnung an das Konzept der sequenziellen Traumatisierung von Hans Keilson (1979) verstehen wir die sequenzielle und extreme Traumatisierung als ein Ineinandergreifen von mehreren traumatischen Sequenzen, d.h. als einen langfristigen Prozess, der mit der Rückkehr ins zivile Leben meist noch lange nicht abgeschlossen ist. Keilson wies darauf hin, dass eine schwierige Zeit nach der erlittenen Gewalt zur Fortsetzung und Verstärkung der Traumatisierung führen kann. Ebenso gilt es, die Phase vor der akuten Traumatisierung in den Blick zu nehmen. In den von uns interviewten Familien wird sehr deutlich, dass diese häufig auf ausgesprochen schwierige und oft ebenfalls traumatisierende Phasen vor der Entführung ihrer Kinder zurückblicken, teilweise Angehörige auch schon vor der Zeit der LRA von anderen Rebellengruppen unter mehr oder weniger starkem Zwang (oder „moralischem" Druck) rekrutiert worden waren oder in der Regierungsarmee traumatisierende Erlebnisse gehabt hatten bis dahin, dass wir auf Familien trafen, in denen die Großväter in den Weltkriegen von der britischen Armee rekrutiert worden waren. Ebenso erlebten viele ehemalige KindersoldatInnen eine sehr belastende Kindheit vor ihrer Entführung, die unter anderem von Gewalttätigkeit und hohem Alkoholkonsum von Elternteilen oder Angehörigen geprägt war.

Anhand von ausgewählten Beispielen von drei Ex-KindersoldatInnen werden wir im Folgenden exemplarisch einen schwierigen und zwei günstigere Verläufe der „Reintegration" vorstellen. Der Fall „Johann und seine Familie" repräsentiert die Familie eines Ex-Kindersoldaten, die den Zurückgekehrten kaum unterstützt, ihm eine Rückkehr auf ihre Gehöfte verweigert, und der auch sonst erhebliche Probleme im zivilen Leben hat. Seine Familie weist außerdem deutliche Züge von Gewalt, Alkoholmissbrauch und den Folgen von starken Konflikten innerhalb von und zwischen Familien oder Klans auf. Sancho und seine Cousine Maria repräsentieren dagegen zwei Fälle von intakteren Familien und vor allem im Verhältnis weit gelungeneren Reintegrationsverläufen. Dies gilt, obwohl beide etliche Jahre länger als Johann bei der LRA waren und deutlich stärker mit der LRA und ihren Kommandeuren identifiziert waren. Maria und Sancho haben sich vergleichsweise erfolgreich in der lokalen Gesellschaft Acholilands und in Sanchos Fall anscheinend auch in der Regierungsarmee – also innerhalb der formalen Organisation des ugandischen Staates – positioniert und etabliert.

3.2 Johann und seine Familie: Ein Leben allein in der Stadt

Der Fall „Johann und seine Familie“[7] steht exemplarisch für eine sequenzielle Traumatisierung, bei der ein sehr schwieriger Verlauf *nach der Rückkehr* von Johann aus der LRA die Folgen der Extremtraumatisierung bei der LRA noch verstärkte. Johann war bereits zwischen dem 10. und 12. Lebensjahr[8] entführt worden, lebte mehrere Jahre (circa von 2000 bis 2005/6) bei der LRA und erfuhr nach seiner Rückkehr keine Schul- oder formale Ausbildung mehr. Daher kann er kaum lesen und schreiben. Seit 2007 lebt er unter ökonomisch sehr prekären Bedingungen allein und ohne den Rückhalt seiner Familie in der Bezirkshauptstadt Gulu. Nach seiner Rückkehr war Johann zunächst sechs Monate im Aufnahmezentrum „Kitgum Concerned Women's Association“ (KICWA) in Kitgum und wurde danach in das Aufnahmezentrum GUSCO („Gulu Support the Children Organisation“) nach Gulu gebracht, das er nach einem Monat verließ. Nur wenige Wochen blieb er danach auf dem Gehöft seiner Großmutter mütterlicherseits. Sein Vater und seine Mutter leben nicht mehr, weil Johann auf Befehl seines Kommandeurs circa ein bis zwei Jahre vor seiner Rückkehr gezwungen wurde, sie zu töten. Die Familie väterlicherseits verweigerte und verweigert weiterhin den Kontakt zu Johann. Seine Position in der mütterlichen Familie ist ausgesprochen prekär und schwach. Sein Onkel Frank (Jahrgang 1962), der älteste Bruder seiner Mutter und Oberhaupt auf dem Gehöft, gibt an, die Verantwortung für Johann nach seiner Rückkehr übernommen zu haben und betrachtet sich damit als Johanns „Vater“ (in Luo: baba). Diese Anrede gilt gegenüber einem Onkel, der die Rolle des Vormundes übernimmt, entsprechend der Tradition als

[7] G. Rosenthal führte mit Johann das erste Interview im Sommer 2011 in Gulu; zwei Interviews folgten im Dezember 2014 und im Dezember 2015. Des Weiteren nahm Johann im Januar 2015 gemeinsam mit zwei weiteren Ex-Kindersoldatinnen an einer Gruppendiskussion teil (vgl. Bogner / Rosenthal 2016). Auf dem Gehöft der mütterlichen Familie in einem Ort nahe Gulu wurden von G. Rosenthal im Dezember 2015 und Januar 2016 vier Familieninterviews geführt. Alle Interviews wurden in Luo geführt. Zwischen dem ersten und zweiten Interview mit Johann waren dreieinhalb Jahre vergangen, dennoch kam Rosenthal auf einer emotionalen Ebene sehr schnell wieder in Kontakt mit ihm, der mittlerweile auch etwas Englisch gelernt hatte. Die vier Verabredungen auf dem Gehöft seiner Familie waren immer von Johann vorgeschlagen und verabredet worden.

[8] Johann sprach einmal davon, dass er mit zehn Jahren entführt worden sei, ein anderes Mal mit zwölf Jahren. Angesichts seiner Entführung während des Besuchs der 5. Schulklasse, zu einer Zeit, in der die wenigsten Kinder aus den Dörfern regelmäßig in die Schule gehen konnten, tendieren wir dazu, eher vom 12. Lebensjahr auszugehen. Hier ist anzumerken, dass Alters- und Zeitangaben in fast aller Regel nur als Vermutung der Interviewten angesehen werden können. Wir nehmen an, dass bei den Ex-KindersoldatInnen diese Zahlen meist auf den Angaben gegenüber NGOs oder staatlichen Stellen beruhen, die sie zeitnah nach ihrer Rückkehr machten und welche auch in ihre Dokumente – wie die Amnesty Card – eingetragen wurden. Diese Daten widersprechen oft Angaben, die von ihnen bei anderen Gelegenheiten oder von ihren Familienangehörigen gemacht werden. Diese Schwierigkeiten hängen wohl unter anderen mit der sehr oft verbesserungsbedürftigen Qualität der Schulen in Norduganda zusammen, aber sicherlich auch damit, dass exakte Zeit- und Altersangaben im ländlichen Afrika südlich der Sahara im Vergleich seltener üblich und in der Alltagspraxis vergleichsweise wenig bedeutsam sind.

respektvolle Anrede. Johann verweigert ihm diese allerdings und stellte Frank in der ersten gemeinsamen Begegnung als seinen Onkel (in Luo: omin mama na) vor. Daher werden auch wir im Folgenden Frank als „Onkel“ bezeichnen. Im ersten Interview hatte Johann von seinen drei Onkeln – Brüdern seiner Mutter – erzählt und berichtet, dass Frank ihn manchmal auf das Gehöft einladen würde. Mit Frank habe er den besten Kontakt; ein anderer Bruder der Mutter sei verrückt geworden, nachdem dessen Frau die gemeinsamen Kinder umgebracht habe, und mit dem dritten Bruder der Mutter habe er keinen Kontakt. Doch auch mit Frank habe er Probleme; dies sei vor allem in seiner Zeit auf dem Gehöft virulent gewesen. Frank sei – wie auch dessen Söhne und die anderen Männer auf dem Gehöft – oft sehr betrunken. Als Johann nach seiner Rückkehr auf dem Gehöft lebte, wurde er von Frank, wenn dieser betrunken war, häufig als Rebell mit einer „bush mentality“ und anderen Zuschreibungen beschimpft. Frank selbst brüstete sich im ersten geführten Familiengespräch damit, dass er selbst mehrmals entführt worden war, aber kurze Zeit danach wieder fliehen konnte[9] und schreibt damit indirekt Johann die Verantwortung für dessen langes Verbleiben bei der LRA zu.

Jedenfalls zog Johann nach einigen Wochen auf Franks Gehöft nach Gulu und begründet dies im Einzelinterview wie folgt:

> “I left GUSCO on my own after a long time and went home, they saw me but were not happy with me … after drinking they utter bad words, saying I should leave, I have killed **my mother,** in that way I see no support.”[10]

Davon erzählt jedoch in der Familie niemand. Seine Großmutter betont vielmehr: Johann habe sich damals vor einem erneuten Überfall der LRA auf das Familiengehöft gefürchtet, fühlte sich in Gulu sicherer und entschied deswegen, dorthin zu ziehen. Doch auch umgekehrt dürfte es der Fall gewesen sein, dass seine Familie sich ohne ihn sicherer fühlte.

Wie in Kapitel 2 bereits ausgeführt, operierte die LRA noch bis 2006 in Uganda und die Furcht der Bevölkerung vor einem erneuten Eindringen der LRA ins Acholiland dauerte noch geraume Zeit an. Aber außerdem erklärten uns Johanns sozialer Großvater (der jüngere Bruder des leiblichen Großvaters mütterlicherseits) und seine Großmutter, dass man sich noch heute vor den Nachbarn und deren Entschädigungsansprüchen fürchten müsse, da man nicht wisse, ob Johann in seiner Rebellenzeit auf deren Gehöfte eingefallen war. Unsere Analysen der in der Familie geführten Interviews zeigen, dass sie selbst im Jahr 2016 einer Rückkehr von Johann auf ihr Gehöft eher ablehnend gegenüberstehen und – wie wir noch diskutieren

[9] Da die LRA ihn nur zum Tragen von erbeuteten Gütern entführt hatte – wie er selbst sagt – handelte es sich bei Frank wohl eher um ein „Gehenlassen“ und weniger um eine Flucht.

[10] Wir zitieren (ohne Korrekturen) nicht die mündliche, sondern G. Okellos und G. Ochans nachträgliche schriftliche Übersetzung der in Luo gesprochenen und transkribierten Passagen. Vgl. hierzu die Transkriptionszeichen im Anhang.

werden – dies vor allem mit der Ablehnung seines Anspruches auf Land zusammenhängt. Die Mutter von Johann hatte selbst Land in der Umgebung der Distrikthauptstadt Masindi erworben, das eine ihrer Schwestern an sich genommen hat, die heute dort wohnt und darauf Landwirtschaft betreibt.

Johann lebt nun seit circa 2007 allein in Gulu. Zunächst nahm er einen Aushilfsjob bei einem Tischler an, den er nach Bekanntwerden seiner Zeit bei der LRA wegen verstärkten Diskriminierungserfahrungen sowie Zuschreibungen einer „bush mentality“ und der Besessenheit durch „bad spirits“ aufgeben musste. Er fürchtete sich auch davor, dass die Frau des Chefs ihn umbringen würde, weil sie ihn immer wieder des Diebstahls bezichtigte.[11] Seit 2014 arbeitet er wieder als Aushilfe bei einem anderen Tischler. Er bekommt keinen Lohn ausbezahlt; stattdessen zahlt ihm sein Chef die Miete für eine winzige Lehmhütte und stellt Essen bereit. Am Wochenende verdient sich Johann etwas Geld mit einem geliehenen Bodaboda (einem Motorrad- oder Fahrradtaxi) hinzu.

Einige Zeit hatte er eine feste Freundin, die sich im Herbst 2014 aber von ihm trennte, als sie von seiner Vergangenheit erfuhr. Auch sie stimmte der verbreiteten Meinung zu, zurückgekehrte KindersoldatInnen seien von bösen Geistern besessen:

> “The issue reached her home. So the girl told me I was from the bush that I have bad spirit over my head and so on. So she decided we have to separate.”

Die Konsequenz für Johann daraus ist, soweit wie möglich seine Vergangenheit in der LRA zu verbergen und vorerst keine neuen Beziehungen mehr einzugehen.

Zu den Folgen der sequenziellen Traumatisierung

Die Rekonstruktion der Lebensgeschichte dieses Ex-Kindersoldaten stellte uns vor die Herausforderung, die sehr widersprüchlichen Angaben, insbesondere zu seinen beiden Herkunftsfamilien und den Verwandtschaftsverhältnissen, interpretieren zu können. In den mittlerweile acht Begegnungen mit Johann wirkte er ganz unterschiedlich: mal zugänglich und konzentriert, mal abwesend und sehr in sich zurückgezogen. Mal konnte er sich etwas auf Englisch mit G. Rosenthal unterhalten, mal verstand er überhaupt kein Englisch. Dieser Wechsel irritierte nicht nur G. Rosenthal, sondern auch unseren Forschungsassistenten George Ochan, der die Übersetzung des letzten Einzelinterviews mit Johann und aller Familiengespräche übernahm. Auch die Familienangehörigen sprechen über Johanns Passivität, Antriebslosigkeit, geistige Abwesenheit und vor allem seine Vergesslichkeit. Für sie ist Johann „gestört im Kopf“ und sie fragten die deutsche Forscherin nach dafür hilfreichen Arzneien. Allerdings sind seine Familienangehörigen – insbesondere der Onkel Frank sowie sein sozialer und sein leiblicher Großvater, weniger allerdings seine Großmutter –

[11] Lynchjustiz ist eine häufig geübte Praxis in Uganda, über die in den Zeitungen oft berichtet wird (vgl. Schlichte 2005: 103–105).

ganz erheblich an der widersprüchlichen Präsentation von Familienereignissen und entsprechenden Daten beteiligt. Auch in der Anwesenheit von Johann werden im ersten Familiengespräch Dinge erzählt – wie zum Beispiel er habe nach seiner Rückkehr von der LRA zunächst bei der väterlichen Großmutter gelebt – die danach im nächsten Familieninterview widerrufen werden. Der soziale Großvater (dessen Stimme auf dem Gehöft offenbar wenig Gewicht hat) wird als der leibliche präsentiert und, selbst für Johann überraschend, entpuppt sich im vierten Familiengespräch ein anderer älterer Mann, der im ersten Gespräch von Johann als Onkel vorgestellt worden war, als der eigentliche leibliche Großvater.[12] Diesem wird zwar immer noch eine gewisse Autorität zugesprochen, doch es wird auch sehr kritisch in seiner Anwesenheit über ihn gesprochen: Er habe seine erste Frau und deren acht Kinder verlassen als das jüngste Kind noch ein Säugling war und sei in einer Zeit, in der die LRA besonders aktiv in seiner Herkunftsregion war, nämlich Anfang der 1990er Jahre, zu seiner zweiten Ehefrau nach Gulu und damit in ein vor den Überfällen der LRA deutlich geschützteres Gebiet gezogen. Er habe seine Familie im Stich gelassen, vermerkt seine im Gespräch anwesende jüngste Tochter mit spürbarer Aggression. Für weitere Irritation sorgt Frank – um nur ein paar Beispiele zu nennen – als er erzählt, dass Johann seine Eltern gleich zu Beginn seiner Entführung habe umbringen müssen, er selbst davon aber erst nach Johanns Rückkehr erfahren habe. Dagegen erzählt die Großmutter in einem späteren Familiengespräch ausführlich über ihre Teilnahme an der Beerdigung der Leichname von Johanns Eltern, die unmittelbar nach deren Ermordung stattgefunden habe und zu einer Zeit, als Johann schon einige Jahre bei den Rebellen gewesen sei.

Die Auswertung der Familiengespräche zeigt deutlich, dass die massiven Probleme der mütterlichen Familie, zu denen Alkoholmissbrauch, Gewalt der Ehemänner gegenüber ihren Ehefrauen, die Rückkehr von Töchtern und ihren Kindern zum Gehöft auf Grund von gewalttätigen Ehemännern sowie Streitigkeiten innerhalb des Klans gehören, zugedeckt werden und Johann hier sehr geschickt (obwohl vermutlich unbeabsichtigt und ohne sich dessen bewusst zu werden) von den Angehörigen zum Symptomträger gemacht wird – der psychisch gestört sei, mit dem sich die verstorbenen Seelen bisher nicht ausgesöhnt hätten, und der gefährlich werden könnte, wenn er zum Beispiel Alkohol trinke.

Dies kann allerdings nicht über die deutlichen Folgen der Extremtraumatisierung von Johann hinwegtäuschen. Er spricht selbst von seiner inneren Unruhe, seinen Ängsten, von den ihn quälenden Albträumen und von seinen Phantasien über die Ermordungen beziehungsweise den Flashbacks, unter denen er leidet. Auch zeigte sich vor allem in den drei Familiengesprächen, bei denen Johann anwesend war, dass er den in Extremsituationen hilfreichen Abwehrmechanismus der Dissoziation gelernt hat.[13] Er war dann nur noch körperlich anwesend und G. Rosenthal musste

[12] Diese Konfusion wurde auch von G. Ochan als ausgesprochen verwirrend und den im Acholigebiet verwendeten Verwandtschaftsbezeichnungen nicht entsprechend wahrgenommen.

[13] Das Dissoziieren ermöglicht es, sich entweder bereits während des traumatisierenden Erlebnisses aus

ihn wieder ins Gespräch zurückholen, indem sie ihn laut und mit Namen ansprach und fragte: „Johann, hast du dies gehört?" Auch zeigte Johann massive Erinnerungslücken, die er bei Fragen der Interviewerin zu überspielen versucht, indem er sich Antworten ausdenkt, die dann zu erheblichen Inkonsistenzen führen. Etwas anders verhält es sich in längeren Erzählpassagen in den Einzelinterviews mit ihm, in denen er von der Interviewerin entsprechend den Regeln eines narrativen Interviews nicht unterbrochen wurde.

So weist die im ersten Interview längere biographische Erzählung zu Beginn des Interviews am wenigsten Widersprüche auf und trifft in den Angaben – so jedenfalls das Ergebnis unserer sorgfältigen Analyse aller zum Fall vorliegenden Daten – am ehesten auf das Erlebte zu. Dieses Phänomen interpretieren wir als einen deutlichen Hinweis dafür, dass das Einlassen auf Erzählketten ganz erheblich einen Erinnerungsprozess unterstützen kann, während einzelne Nachfragen wie zum Beispiel: „Wie alt warst du, als …" oder „bei welcher Großmutter hast Du gelebt" bei traumatisierten Menschen nicht nur den Erinnerungsprozess unterbrechen, sondern auch erhebliche Probleme bei der Gedächtnisleistung hervorrufen (vgl. Rosenthal 2002). Damit dies für die Zuhörer nicht zu offensichtlich wird, werden dann manchmal Antworten gegeben, über deren Stimmigkeit sich der Befragte nicht sicher ist. Die Beeinträchtigung der Gedächtnisleistung von Johann muss ebenso wie die dissoziativen Sequenzen in Gesprächen in der Gegenwart als Folgen seiner sequenziellen Traumatisierung interpretiert werden (vgl. von Hinckeldey / Fischer 2002: 24ff.; Streeck-Fischer 2014), zu der bei Johann auch die Erlebnisse vor der Entführung gehören. Traumatisierte Menschen haben oft das Problem, sich nicht an die sie traumatisierenden Erlebnisse beziehungsweise bestimmte Anteile dieser Erlebnisse erinnern zu können. Hinzu kommt bei etlichen, dass Phasen vor oder nach einem traumatisierenden Erlebnis – ebenso wie mit dem Erlebnis thematisch assoziierte andere Erlebnisse – nicht erinnert werden können. Betrachten wir den lebensgeschichtlichen Verlauf von Johann etwas genauer.

Johanns Leben vor der Entführung

Johann wird vermutlich im Jahr 1990 – vielleicht auch ein oder zwei Jahre früher – im Distrikt Gulu geboren. Johanns Eltern gehören der ethnischen Gruppierung der Acholi an. Seine mütterliche Familie ist zwar „katholisch", orientiert sich aber weiterhin an den Vorstellungen und Regeln ihrer „afrikanischen" Lokalreligion. Die überlieferten Verhaltensregeln und Rituale der Acholi beziehungsweise deren von

der schwierigen Situation „wegträumen" zu können beziehungsweise durch intensive Phantasietätigkeit so wenig wie möglich von den Vorgängen mitzubekommen oder danach der Erfahrung den Realitätsgehalt zu nehmen (vgl. Overkamp 2002; Putnam 1997). Ein Mensch, der wiederholt traumatisierende Ereignisse durchleidet, neigt dazu, den Mechanismus der Dissoziation zu erlernen (vgl. Lynn und Rhue 1994; Terr 1991: 16). Sehr problematisch für die Betroffenen ist jedoch, dass sie diesen Mechanismen kaum bewusst einsetzen und wenig kontrollieren können.

den Interessen der Familie gesteuerten Auslegungen werden immer wieder in den mit Angehörigen von Johann geführten Gesprächen ausgeführt, um zum Beispiel Regelungen der ökonomischen Entschädigung zu erklären oder um zu rechtfertigen, weshalb bisher kein Versöhnungsritual möglich war. So wird uns von Frank erklärt, seine Schwester sei nicht richtig verheiratet gewesen. Leider erfuhren wir nicht, was genau damit gemeint ist und ob dies vielleicht nur bedeutet, dass der volle „Brautpreis" nicht gezahlt worden war – ein Umstand, der auf die meisten traditionell geschlossenen Ehen in dieser ethnischen Gruppierung zutrifft und bei Streitigkeiten immer thematisiert wird.

Wir vermuten, dass Johann das einzige lebende Kind seiner Mutter ist. Er wächst in einem Dorf in der Umgebung von Gulu auf.[14] Vermutlich mit circa sechs Jahren wird Johann eingeschult und besucht eine staatliche Grundschule in der Nähe von Gulu – in der Nähe des Dorfes, aus dem die Mutter stammt. Nach einiger Zeit wechselt Johann in eine andere, ebenfalls staatliche Schule im gleichen Ort.[15] Johann nennt explizit die Namen der beiden Schulen und es ist ihm wichtig zu betonen, dass er diese Schulen besuchte.

In den Familiengesprächen wird angedeutet, dass Johanns Mutter öfter den Wohnort wechselte. Einige Monate vor Johanns Entführung war sie in die Umgebung von Masindi (die Hauptstadt des gleichnamigen Distrikts) gezogen, hatte sich dort Land gekauft und wollte Johann, wie er meint, nachholen und ihn dort in die Schule schicken. Der Vater sei jedoch in dem Dorf geblieben, das ganz in der Nähe des Gehöfts der Herkunftsfamilie der Mutter ist. Eine Erklärung für das Weggehen der Mutter ist, dass sie vor den Angriffen der LRA und vor einem mit ihr verwandten LRA-Kommandeur (siehe weiter unten) floh und versuchte sich dort aufzuhalten, wo sie es für sich und ihren Sohn am sichersten einschätzte.

Johanns Zeit bei der LRA

Bevor Johann die fünfte Klasse abschließen kann – wie er selbst erzählt – wird er mit circa zehn bis zwölf Jahren im Jahr 2000 während eines Familienbesuchs bei Verwandten mütterlicherseits in dem Ort, in dem er auch zur Schule ging, nachts von LRA-Rebellen (unter der Führung eines mit ihm mütterlicherseits verwandten Kommandeurs) entführt. Der verwandte Kommandeur – den Johann immer mit seinem Namen nennt und den wir im Folgenden als „Kommandeur A" bezeichnen, war einige Wochen zuvor bereits auf dem väterlichen Gehöft gewesen und hatte einen Bruder seiner Mutter geköpft, der gerade zu Besuch war. Johann war Zeuge dieser

[14] Johann nennt durchgehend und in seinen Angaben konsistent Ortsnamen, auch zu seiner Zeit bei der LRA. Aus Gründen des Datenschutzes werden diese von uns jedoch nicht genannt.

[15] In Uganda gehen die SchülerInnen sieben Schuljahre zur Grundschule („primary school"), welche in der Regel keine Schulgebühren erhebt. Dennoch wird in diesem Zusammenhang immer wieder von Schulgebühren gesprochen, womit vermutlich die Kosten für Schulmaterialien und Schuluniformen gemeint sind, vielleicht aber auch Zahlungen oder Geschenke an das Schulpersonal.

Situation, in der „Kommandeur A“ ankündigte: „everyone in your home must be killed.“ Johann spricht in allen Gesprächen über diesen Mann und erklärt, dass sich dieser aufgrund einer Familienfehde sowohl an ihm als auch an seiner Mutter rächen wollte.[16] So ist es auch das Gehöft der mütterlichen Seite der Familie, das „Kommandeur A“ einige Zeit nach diesem Mord mit seiner Kampfeinheit erneut überfällt. Johann, seine ältere Cousine mit ihrem Baby und sein jüngerer Cousin werden gezwungen mitzugehen. Bis auf Johann werden alle nach kurzer Zeit aufgrund ihrer körperlichen Schwäche zurückgelassen. In den darauffolgenden Tagen und Nächten wandert Johann mit anderen Entführten bis in einen circa 100 Kilometer entfernten Ort. Die Angaben darüber, wie lange die Gruppe hierbleibt, variieren. Einmal gibt Johann an, sie seien in dem Camp dort drei Monate geblieben, ein anderes Mal sagt er, sie wären nach vier Wochen weitergezogen. Diese unterschiedlichen Zeitangaben sind für eine so extrem schwierige und für das Kind sehr lebensbedrohliche Phase, in der es auch keinen geregelten Tagesablauf gab, nicht erstaunlich, da das Erinnerungsvermögen unter solchen Bedingungen häufig beeinträchtigt ist (vgl. Rosenthal 1995: 78ff.). Die Gruppe marschierte ganze Nächte durch und nahm nur dann Essen zu sich, wenn sich eine günstige Gelegenheit ergab.

Bereits in den ersten Monaten nach seiner Entführung wurde der zehn- bis zwölfjährige Johann entsprechend den Vorstellungen der LRA „zum Soldaten ausgebildet“. Dazu gehörte das Tragen von teilweise verwesten Leichen, das Kochen und Essen von Leichenteilen oder auch das Beobachtenmüssen, wie andere Entführte auf grauenhafte Weise bestraft und getötet wurden, weil sie im Verdacht standen fliehen zu wollen. Er selbst wurde mehrmals zu erbarmungslosen Mordtaten gezwungen. Johann schreibt dies seinem unmittelbar vorgesetzten „Kommandeur A“ zu, der ihn gleich in den ersten Tagen dazu zwang, eine Zivilistin zu foltern beziehungsweise zu verstümmeln und zu töten. Johann erzählt, dass er diese an einen Baum gefesselte Frau für ihre falsche Auskunft über die Anwesenheit von Regierungssoldaten in der Umgebung bestrafen musste. Er musste ihr ihre Nase, ihre Lippen und einen Arm mit einem Messer abschneiden, ihr einen Knebel in den Mund stecken und sie dann so verletzt zurücklassen. Er bezeichnet dies auf Nachfrage der Interviewerin als seine erste erzwungene Tötungshandlung. Vermutlich geht er davon aus, dass die Frau infolge ihrer Verletzungen starb. Ebenso ist möglich, dass sie so lange verstümmelt wurde bis sie tot war. Von dieser Art der von den Kommandeuren gegebenen Befehle, Kameraden, Mitentführte oder Zivilisten langsam und qualvoll bis zu deren Tod zu verstümmeln, erzählten von uns befragte Ex-KindersoldatInnen immer wieder. Johann selbst erzählt davon – wie wir noch ausführen werden – im Zusammenhang der Ermordung einer Mitentführten.

[16] „Private Fehden“ oder „private Rechnungen“ wurden auch in den von uns geführten Interviews in West Nile öfter als Erklärungen für Gräueltaten oder Übergriffe der Rebellen gegen Zivilisten angeführt. Diese Art der Erklärung macht diese Taten für das jeweilige kollektive Wir-Bild erträglicher und sie gestattet es den Rebellenführern außerdem, sie als Disziplinlosigkeit von einzelnen Individuen unter den Rebellenkämpfern abzutun, statt als Bestandteile einer häufig planmäßigen Strategie der Einschüchterung gegenüber der Zivilbevölkerung.

In der darauffolgenden Zeit kommt Johann mit seiner Gruppe in ein LRA-Camp im Sudan, wo er offiziell und mit einem entsprechenden Initiationsritual vom Anführer der LRA, Joseph Kony, als Soldat aufgenommen wird.[17] Wiederholt wird er jetzt auf Raubzüge in verschiedenen Gebieten Ugandas und im Südsudan geschickt. Auf diesen Raubzügen kommt es zu weiteren Tötungen und Misshandlungen von Mitentführten oder ZivilistInnen. Im ersten von G. Rosenthal mit ihm 2011 geführten Interview erläutert Johann – unterstützt durch die Fragen der Interviewerin – in chronologischer Abfolge einzelne Morde, die er begehen musste und spricht dabei vom ersten, zweiten, dritten und vierten Mord. Die Ermordung seiner Eltern bezeichnet er als den fünften und sechsten Mord. Diese Form der Aufzählung wird zwar durch die Interviewerin unterstützt, sie kann jedoch auch den Gesprächen geschuldet sein, die mit ihm in seiner Zeit im Aufnahmezentrum GUSCO geführt wurden und in denen er aufgefordert wurde, der Reihenfolge nach von allen begangenen Morden zu erzählen. Vielleicht hilft ihm diese Strukturierung aber auch im Prozess des Erinnerns an diese Zeit. In jedem Fall hat er allem Anschein nach den Bedarf, über die von ihm verübten Taten zu sprechen. Deutlich wird an dieser Aufzählung von Morden, dass Johann zum Beispiel die Tötung von entwaffneten Regierungssoldaten nicht unter die Kategorie Mord subsumiert. Die von ihm als Mord bezeichneten Handlungen beziehen sich auf jene, die er unter Androhung begehen musste, bei Befehlsverweigerung selbst getötet zu werden.

Die Lesenden werden sich vermutlich fragen, weshalb wir im Folgenden so detailliert auf die erzwungenen Mordtaten eingehen und sie nicht einfach nur kurz benennen. Wie bereits erwähnt reicht es für das Verstehen und Erklären der Gegenwart von Ex-KindersoldatInnen nicht aus, einfach nur die Folgen der Traumatisierung zu diagnostizieren. Um diese Folgen zu verstehen, um zu verstehen, von welchen konkreten Erlebnissen sie weiterhin in ihren Phantasien und Träumen verfolgt werden und mit welchen konkreten Ängsten und Schuldgefühlen sie zu kämpfen haben, muss ebenfalls rekonstruiert werden, was sie bei der LRA erlebt haben. Des Weiteren gilt es nach unserer Meinung vor dem Hintergrund eines in der sozialwissenschaftlichen Literatur teilweise recht apologetischen Diskurses über die LRA, die kaum vorstellbare Grausamkeit der LRA-Praktiken aufzuzeigen. Nicht nur innerhalb der Gruppierung der Acholi wird das Verhalten der führenden LRA-Anführer, allen voran Joseph Konys, verharmlosend beschrieben. Anscheinend aus einer Art des eingewöhnten Schwarz-Weiß-Denkens heraus bedienen viele der Publikationen von BeobachterInnen und humanitären HelferInnen aus dem Ausland einen apologetischen Diskurs über die Täter der LRA, die – nach einem bekannten Muster – zu Opfern ihrer Sozialisationsumstände stilisiert werden (zum Beispiel Baines 2009; programmatisch der Titel des erfolgreichen Buchs Sverker Finnströms 2008: *Living*

[17] Die LRA zog sich zu Beginn der 1990er Jahre vermehrt in den Sudan zurück, um Schutz vor der ugandischen Regierungsarmee zu suchen. Im Jahr 2005 zog sich die LRA dann teilweise auch in die Demokratische Republik Kongo zurück, nachdem die Regierungsarmee 2002 im Rahmen der Militäroperation „Iron Fist" (und mit Zustimmung der sudanesischen Regierung) die Erlaubnis bekommen hatte, die LRA über die Grenzen zum Sudan hinweg zu bekämpfen (vgl. Schomerus 2007: 10).

with bad surroundings). Anlässlich der Gefangennahme des LRA-Generals Dominic Ongwen im Januar 2015 nahm dieser Vorgang einer (beinahen) Glorifizierung der Täter öffentlich sichtbar groteske Züge an. Ongwen, einer der höchsten und für seine Grausamkeit berüchtigten militärischen Führer der LRA, der selbst als Jugendlicher entführt worden war, wurde in den ugandischen Medien als eine Mischung aus Jesus Christus und Che Guevara präsentiert (vgl. zum Beispiel die Bilddarstellungen im *Daily Monitor* vom 8. Januar 2015, S. 6, und vom 27. Januar 2015, S. 4). Auch im akademischen Diskurs über die zumeist durch Entführung im Kindesalter rekrutierten LRA-KämpferInnen ist eine Tendenz zur Verharmlosung sichtbar, etwa durch die Ersetzung des in diesem Fall ohnehin euphemistischen Begriffs „child soldiers" durch „war-affected children". Typisch für die LRA-apologetischen Argumentationsmuster ist die Hinnahme der Behauptung einer (rationalen) „politischen" Agenda seitens der LRA-Führung, ohne die Verhältnismäßigkeit von Mitteln und behaupteten Zwecken oder die Glaubwürdigkeit der letzteren kritisch zu prüfen (vgl. mehrere Beiträge in Allen / Vlassenroot 2010a). Die Möglichkeit einer sozial-prozesshaften Verselbständigung der „Gewalt" als Interaktionsprozess oder einer Verselbständigung der Krieger – für die die LRA vielleicht ein besonders klares Beispiel bietet – wird hier merkwürdigerweise ausgeblendet (für Erklärungen und Theorien von Gewalt, die auf die Möglichkeiten der Verselbständigung von Gewalt oder gewaltsamen Prozessen eingehen, vgl. bspw. Koloma Beck / Schlichte 2014: 132–144; Elwert 1997). Der Rückzug auf einen *rein funktionalistischen* (und teilweise *rein militärischen*) Rationalitätsbegriff, den einige AutorInnen wie beispielsweise Titeca 2010 und Mergelsberg 2010 im Kontext dieser Fragestellung praktizieren, ist hier bezeichnend.[18] Ein weiteres Merkmal des *acholizentrischen* Diskurses, der hier fast immer mit einfließt, ist die gänzlich ungerechtfertigte Reduktion von „northern Uganda" auf Acholiland. Unter anderem werden dadurch die erheblichen Leiden von Landesteilen und Bevölkerungsgruppen an den Aktionen der LRA dethematisiert, die weder Acholi noch typische Verbündete der Regierung Museveni sind.[19] Andererseits sollte nicht vergessen werden, dass die meisten Opfer der LRA-Gewalt Angehörige der Volksgruppe der Acholi (aus der Zivilbevölkerung) waren. Auch dieser Umstand wird von dem unter Akademikern und auch ugandischen Oppositionellen vorherrschenden Diskurs heruntergespielt oder gar verschwiegen, obwohl er für die politische Bewertung der LRA grundlegend ist (oder, wie wir meinen, sein sollte).

Den zweiten Mord, von dem Johann erzählt, musste er – nun ungefähr elf bis dreizehn Jahre alt – circa ein Jahr nach seiner Entführung begehen. Zusammen mit anderen musste er eine Kameradin töten, die des Diebstahls und der Fluchtvor-

[18] Damit sind Zweck-Mittel-Relationen gemeint, die streng in den Grenzen der Ziele der Selbsterhaltung der Organisation als solche und ihres militärischen Erfolgs gegen die Regierungsarmee verbleiben. Dazu gehört allerdings auch die innere soziale Integration der Rebellengruppe.

[19] Zu den konkurrierenden Diskursen über die LRA und deren Implikationen vgl. die aufschlussreiche Übersicht bei Vorhölter (2014: 100–109, Kapitel 3 passim) sowie die kluge Analyse in Berntsen (2010: 43–52).

bereitung verdächtigt wurde. Die Gruppe wird angewiesen, sie sehr langsam und auf unvorstellbar qualvolle Weise zu verstümmeln bis ihr Tod eintritt. Ein dritter erzwungener Mord folgt bei einem Raubüberfall auf ein Dorf im Distrikt Lira, bei dem der Überfallene versucht, sich mit einer Axt zu wehren. Johann muss ihn anschließend mit genau dieser Axt umbringen. Warum er aus der Gruppe dafür ausgewählt wurde, begründet er mit einer auch von anderen Interviewten öfter vorgebrachten Legitimation der LRA-Praktiken:

> "We were many but two of us were the young ones, you know, Kadogo[20] are the ones given such jobs, when are just recruited they give to do such things to make you strong that you can later do it alone."

„Später kannst du es alleine tun" meint er und verweist damit vielleicht auch darauf, dass er dies wohl auch getan hat.

Johann erzählt aus dieser Phase unter anderem von einem Massaker in der Region Teso, an dem er beteiligt war. Er und seine Gruppe überfielen eine Schule, töteten Lehrer und Schüler und hängten die Toten an Seilen auf. Johann begründet das Massaker wie folgt:

> "We had been terribly fought and were very annoyed, so we would kill anybody we came across."

In dieser Aussage wird deutlich, dass er sich in dem „Wir" derjenigen verortet, die in dieser Situation jeden, der ihnen begegnete, zu ermorden bereit waren. Hier deutet sich ein Verlauf an, in dem er sich (wahrscheinlich zunehmend) mit der LRA zu identifizieren begann. Bei einer derart langanhaltenden Ohnmachtssituation und Todesfurcht eines Kindes und ebenso eines Erwachsenen ist eine Identifikation mit dem Täter und auch der Organisation, die einen gefangen hält, zu erwarten. Dieser Abwehrmechanismus hilft den Opfern von Gewaltsituationen und hat im Moment des Angriffs, aber auch in der unsicheren Phase danach eine lebenswichtige Funktion (vgl. Reddemann 2001). Dabei unterwirft sich das Opfer dem Aggressor, versucht seine Erwartungen zu erraten und diese zu befolgen. Wie Anna Freud (1936/1997) verdeutlichte, kann dieser Abwehrmechanismus die Angleichung an den Angreifer im Sinne einer Integration von dessen Aggressionspotenzial in die eigenen Handlungsstrukturen und im Effekt eine „Nachahmung" seines gewalttätigen Verhaltens bedeuten. Auf diese Weise versucht das Opfer Konflikte mit dem Täter zu vermeiden und ein (möglicherweise nur rudimentäres) Gefühl einer gewissen Kontrolle über sein Schicksal zu gewinnen, wie schwach und schwankend dieses Gefühl auch sein mag (vgl. dazu aus soziologischer Perspektive: Popitz 1968: 34, Fn. 3).

[20] Das Wort „kadogo" bedeutet ursprünglich „klein" oder „winzig" und wird oft als Bezeichnung für KindersoldatInnen benutzt (Oloya 2013: 61).

Johanns Identifikation mit der LRA dürfte vor allem dadurch unterstützt worden sein, dass er von Kony persönlich befördert wurde. Die Vorgeschichte dieses Aufstiegs wird von Johann detailliert erzählt: In einem Kampf bei Awach – südöstlich von Patiko, circa 20 Kilometer nördlich von Gulu – hatten er und seine Kameraden einige Regierungssoldaten getötet und eine große Anzahl von Waffen erbeutet, mit denen sie in den Sudan zu Joseph Kony zurückkehrten. Der Erfolg wird gefeiert und Johann wird zum Mitglied der Eskorte des LRA-Generals Vincent Otti, dem damaligen Stellvertreter Konys, ernannt. Außerdem bietet Kony Johann als Dank für die erbeuteten Waffen eine Ehefrau an. Johann lehnt jedoch ab und begründet dies im Interview so: „but I declined because I **was** still young."

Dieser Aufstieg in der LRA führte dazu, dass – so jedenfalls in der Wahrnehmung von Johann – der mit ihm verwandte „Kommandeur A" auf Grund von Neid von da an verstärkt versuchte, ihn brutal zu behandeln und ihm unter anderem ankündigte, dass er Johann zur Ermordung seiner Eltern zwingen werde.

Diese Ankündigung wird ungefähr im Jahr 2004 zur Realität. Johann ist jetzt circa 14 bis 16 Jahre alt. Der „Kommandeur A" hatte wohl davon erfahren, dass sich die Mutter zu dieser Zeit auf dem Gehöft ihres Mannes aufhielt. Unter der Androhung Johann zu töten, wenn er dem Befehl zur Ermordung seiner Eltern nicht nachkommt, machen sich „Kommandeur A", Johann und ein weiterer Junge zum Gehöft auf. Johann wird gezwungen, zunächst seine Mutter und dann seinen Vater zu töten. Als die Gruppe in das Haus der Eltern eindringt, läuft die Mutter auf Johann zu, um ihn zu umarmen. „Kommandeur A" verletzt sie mit einem Speer und verspottet sie dafür, dass sie ihren Sohn, der nicht mehr ihr Sohn, sondern nun ein Soldat sei, umarmen wolle. Er prügelt auf die Mutter ein und verletzt sie mit einem Bajonett. Als Johann sich schützend auf sie wirft, schlägt ihn der „Kommandeur A" mit seinem Gewehrschaft bewusstlos. Als Johann wieder zu sich kommt, versucht er zu fliehen. Er wird gefangen genommen und unter Schlägen gezwungen, seine Mutter zu töten. Dafür werden ihm und seiner Mutter die Augen verbunden. Er wird gezwungen, mit einer Machete den Hals der Mutter zu durchtrennen. Anschließend wird ihm das Tuch von den Augen genommen. Er soll sich die Leiche seiner Mutter ansehen. Bis heute träumt er immer wieder von der Ermordung seiner Mutter.

Seinen Vater muss Johann auf die gleiche Weise töten. Die erzwungene Durchführung dieses wahrhaft teuflischen Befehls, der vermutlich den Höhepunkt seiner Traumatisierung in der Zeit bei der LRA darstellt, erklärt Johann nicht mit der Kriegsstrategie der LRA, sondern wie bereits erwähnt mit einem Konflikt innerhalb des Verwandtschaftsverbandes seiner Mutter. Wiederholt weist er darauf hin, dass „Kommandeur A" ihm schon sehr früh angekündigt habe, dass er seine komplette Familie auslöschen werde müssen. Er meint:

> "The issue started long ago, that commander some time back killed two boys from our family, he abducts and kills them, that even me- I have been … well he wanted me to finish the family before he kills me himself."

Auch in den Familiengesprächen verweist Johann immer wieder auf diesen Verwandten. Doch weder sein Onkel Frank noch die Großmutter, noch die beiden Großväter sind an diesem Thema interessiert. Man wechselt schnell das Thema oder gibt unklare, vage und widersprüchliche Antworten auf die Fragen der Interviewerin nach dem konkreten Konflikt. Von der Großmutter wird explizit auf eine Nachfrage der Interviewerin, wer „Kommandeur A" sei, betont: „Just some kind of a foreigner, I do not know." Im dritten Familiengespräch, bei dem Johann etwas über die Ermordung der Eltern berichtet, spricht seine Familie über die Schuld, die Johann auf sich geladen hat. G. Rosenthal interveniert und versucht die Deutung in den Familiendialog einzubringen, dass der erwachsene Kommandeur, der den jungen Johann dazu gezwungen hat, die Verantwortung für diese Tat trägt. Doch diese Deutung wird vehement von Frank zurückgewiesen. Er belehrt die Interviewerin – wie bei allen strittigen Themen – mit der vermeintlichen „Tradition" der Acholi, nach der nur derjenige, der „Hand anlegt" und tötet, für den Mord verantwortlich sei. Eine – auch angesichts der soldatischen Tradition der Acholis – recht unglaubwürdige Aussage. Doch Frank geht noch weiter in seiner gegenüber den LRA-Führern apologetischen Argumentation und verweist auf Kony, der alles in Auftrag gegeben habe, „but he's so well". Es gebe zwar welche, die leiden an „the effects of the action, but Kony is ok". Nach der Logik dieser Aussage wäre die „Stärke" einer Person ein Beweis dafür, dass jemand schuldfrei oder im Recht ist, (seelische) Schwäche oder Krankheit ein Beweis für das Gegenteil. Von da ist der Weg nicht weit zur Gleichsetzung von Macht mit Recht und von „Stärke" mit Tugend. Wiederum und last but not least erlaubt diese Konstruktion des Geschehenen, alles Problematische daran einem oder mehreren Rebellensoldaten als Individuen zuzuschreiben, den Kampf der LRA, dessen Methoden und dessen Führer dagegen aber von einer denkbaren Kritik fernzuhalten.

Johann ist nach dieser Version allein verantwortlich für das, was er getan hat. Als die Interviewerin erklärt, Johann selbst wäre bei einer Verweigerung getötet worden, reagiert Frank mit einem Achselzucken und die anderen Anwesenden schweigen.[21] Es ist für Johann auch problematisch, dass er nicht über den Familienkonflikt aufgeklärt wird, über den die Älteren in der Familie vermutlich Bescheid wissen. Damit gelingt es der Familie – oder Frank – im Effekt, Johann zum Symptomträger der Familie zu machen, und von dem vermutlich vor seiner Geburt liegenden Konflikt abzulenken. Onkel Frank erläutert: "Sometimes when you tell him something, he forgets very quickly, let me be honest, this is like a disease." Oder: "His brain is affected, it may be by bad spirits."

[21] An dieser Stelle gelangt möglicherweise auch zum Ausdruck, dass in manchen soziokulturellen Settings auf der Welt (nicht nur in Afrika) das „moralische" Gebot, die Eltern zu ehren, mehr öffentliches Gewicht hat als der Schutz eines einzelnen Jugendlichen – wie auch immer sich der Vorrang der Eltern und der Älteren sozialwissenschaftlich oder ethisch erklären lässt. Die Härte der Sanktionen für die Verletzung dieses Gebotes lässt manche der Behauptungen des kollektivistischen (und acholizentristischen) Diskurses über „Versöhnung" in einem anderen Licht erscheinen.

Die Phase nach der Tötung seiner Eltern und die Flucht

An die Zeit unmittelbar nach der Tötung seiner Eltern kann Johann sich nur sehr fragmentarisch erinnern, was wir als Folge dieses extremtraumatisierenden Erlebnisses deuten. Mit dieser Tat wurden auch seine bis dahin sicherlich noch immer gehegten Hoffnungen auf eine Rückkehr zu seinen Eltern und überhaupt zu seiner Familie zerstört. Er berichtet, dass er mit seiner Gruppe danach für ein paar Monate an einem Ort gewesen sei, an den er sich nicht mehr erinnert. Dann zogen sie zurück in den Sudan in ein Camp, das unter dem unmittelbaren Kommando von Kony stand. Es folgten noch ein oder zwei Jahre bei der LRA, über die Johann jedoch kaum spricht. Vielmehr springt er von seiner Erzählung über die Ermordung seiner Eltern relativ schnell zur Erzählung über seine Flucht. Wir nehmen an, dass die Zeit nach der Ermordung seiner Eltern von Johann als weitaus schwieriger erlebt wurde als die Phase davor. Nicht nur, dass er – extremtraumatisiert – die folgende Zeit vielleicht wie im Nebel erlebte, er war jetzt auch selbst noch mehr als zuvor in der Gefahr ermordet zu werden. Zum einen hatte ihm der „Kommandeur A“ dies explizit angekündigt und zum anderen hatte Johann eine gewisse Nähe zu einem anderen Kindersoldaten entwickelt, den er aus seiner Schulzeit kannte, und war allein dadurch stärker gefährdet. Als diesem die Flucht gelingt, wird Johann der Mithilfe verdächtigt und es steht zur Disposition, Johann zu töten. Dank eines massiven Bombardements durch die Regierungssoldaten gelingt ihm zu etwa dieser Zeit die Flucht. Zu den genauen Umständen seines Entkommens produziert Johann in den individuellen Interviews mit ihm auf den ersten Blick mehrere unterschiedliche Versionen. Deutlich wird jedenfalls, dass er sich in der Periode unmittelbar bevor er sich den Regierungssoldaten in der Nähe von Kitgum stellte, in ausgesprochen lebensbedrohlichen Situationen befand.

Nach seiner Flucht war Johann – wie bereits erwähnt – zunächst sechs Monate im Aufnahmezentrum in Kitgum und danach für einen Monat in Gulu im GUSCO untergebracht. Mit der Überführung nach Gulu kommt er in die Nähe seiner Angehörigen, die zu jener Zeit noch in einem Camp in der Nähe leben. Die Reise der Verwandten nach Kitgum sei zur damaligen Zeit noch zu gefährlich gewesen; doch im GUSCO hätten sie ihn besuchen können. Johann beklagt sich darüber, dass er in den vier Wochen im GUSCO nur von einer „Schwester“ (einer jüngeren Schwester von Johanns Mutter) und seiner Großmutter besucht worden sei. Diese Tante habe ihm Vorwürfe wegen der Ermordung seiner Eltern gemacht. Mehrmals betont er auch, seine Familie hätte sich nicht über seine Rückkehr gefreut. In den Familiengesprächen wird allerdings berichtet, dass mehrere Familienmitglieder Johann besucht hätten. Johanns Darstellung lesen wir auch als einen Hinweis auf seine damals erlebte Einsamkeit. Er meint, dass es damals niemanden gab, der sich für ihn verantwortlich gefühlt habe, deswegen habe er auch seine Schullaufbahn nicht fortsetzen können. Wären seine Eltern noch am Leben gewesen, hätten sie seine Schulgebühren für die weiterführende Schule gezahlt. Anstatt ihm zu helfen kassierte Frank, der sich als sein Vormund im Aufnahmezentrum registrieren ließ, einen Teil – 150.000

Schilling – von den 250.000 Schilling[22] „Starthilfe“, die zurückgekehrte KindersoldatInnen von GUSCO bekamen.

Dennoch sind es die Angehörigen der mütterlichen Familie, die sich zumindest etwas um Johann kümmerten. Betrachten wir abschließend noch einmal genauer den Verlauf der Begegnungen von G. Rosenthal und G. Ochan mit der Familie Johanns, die alle auf dem Gehöft der mütterlichen Familie stattfanden, um damit unsere Annahme zu verdeutlichen, dass eine Ablösung von der Familie Johann in gewisser Weise befreien und auch ermächtigen könnte, d.h. ihm mehr Energie zum Aufbau einer eigenen Familie geben könnte. Dem steht allerdings die unter den Verhältnissen des subsaharischen Afrika zumeist große (nicht zuletzt ökonomische) Abhängigkeit des Individuums von Familien, Nachbarn und Verwandtschaftsverbänden entgegen.

Die Haltung der mütterlichen Familie zu Johann

Da Johann im ersten und zweiten Interview immer wieder von seiner Einsamkeit und dem Leiden an der mangelnden Unterstützung seiner Familie gesprochen hatte, schlug G. Rosenthal ihm vor, gemeinsam mit ihm seinen Onkel – einen Bruder seiner Mutter – Frank aufzusuchen. Johann stimmte dem zu und nach etlichen (bereits im Dezember 2014) gescheiterten Terminvereinbarungen kam es dann im Dezember 2015 zu einer Einladung seitens Frank auf das Gehöft der mütterlichen Familie und der Verabredung eines Interviews mit ihm. Zum Gespräch fanden sich jedoch mehrere Männer unterschiedlichen Alters ein, die uns von Johann alle als seine Onkel vorgestellt wurden. Wie sich später herausstellte, waren diese neben Frank der leibliche Großvater Johannes, zwei Söhne Franks und der soziale Großvater. Bevor sich dieses Gespräch zu einem Familiengespräch entwickelte, in dem über Johanns Mutter, über das Thema des ausstehenden Versöhnungs- beziehungsweise Reinigungsrituals und Überfälle der LRA auf das Gehöft, eigene kurzzeitige Entführungen und die Entführung von weiteren Kindern gesprochen wurde, erzählte zunächst Frank seine Lebensgeschichte, konzentriert auf sein Leiden an den Überfällen der LRA. Besonders bewegend in diesem Gespräch – bei dem vehement erklärt wurde, Johann könne nicht auf das Gehöft ziehen, weil derzeit kein Versöhnungsritual stattfinden könne, da die Geister noch nicht gesprochen hätten – war ein Statement des sozialen Großvaters. Er meinte, er empfinde einen tiefen Schmerz über den Tod seiner Tochter, aber er sei glücklich, dass sein Enkel lebend zurückgekehrt sei. Auch in den späteren Gesprächen erlebten G. Rosenthal und G. Ochan diesen Mann als Johann deutlich mehr zugewandt als die anderen Männer. Daher wird er von uns auch als der „soziale Großvater“ bezeichnet.

---

[22] Im Jahr 2005/2006 entsprachen 250.000 ugandische Schilling etwa 100 Euro (Oanda – https://www.oanda.com/lang/de/currency/historical-rates/ (letzter Zugriff 28.1.2018)). Dies stimmte damals ungefähr mit dem Monatssold eines einfachen Soldaten oder rangniedrigsten Offiziers der Regierungsarmee überein.

Kurze Zeit nach diesem Familiengespräch interviewten wir Johanns Großmutter. Daran schloss sich wieder ein Familieninterview – konzentriert auf Frank, dessen dritte Ehefrau (dessen erste Ehefrau ist bereits verstorben), einen Sohn Franks aus erster Ehe und den sozialen Großvater an. Johann war bei diesem Interview nicht anwesend, weil er den Termin, wie er sagte, vergessen hatte. Das dritte Gespräch in der Familie konzentrierte sich – entsprechend der Bitte der Familie nach dem zweiten Gespräch, mehr über Johanns Zeit bei der LRA zu erfahren – auf Johann und seine Vergangenheit bei den Rebellen. Es war das erste Mal in der Familie – so jedenfalls nach Aussage der Beteiligten – dass Johann über die Ermordung seiner Eltern und die von ihm bei der LRA erlittenen Grausamkeiten (unter anderem das Essen von Leichenteilen) sprach. Auf die Bitte der Angehörigen, Johann möge auch über die weiteren, von ihm nur angedeuteten Morde erzählen, intervenierte die Interviewerin und meinte, bei einem ersten Gespräch über dieses Themenfeld wäre dies für alle eine Überforderung. Anwesend waren in diesem Interview die Großmutter, der soziale Großvater, Frank, dessen zweite und dritte Ehefrau und seine Schwiegertochter – die im gleichen Alter wie die dritte Ehefrau ist – sowie zwei männliche Cousins von Johann, von denen einer seit seiner Rückkehr aus der Regierungsarmee psychisch schwer behindert ist. In diesem Gespräch deutete sich zum ersten Mal eine Öffnung im Familiendialog für die Überlegung an, Johann könnte auf das Gehöft seiner mütterlichen Herkunftsfamilie ziehen. Eine Überlegung, die vor allem von der Großmutter formuliert wurde. So sollte das vierte Familiengespräch dann dazu dienen, zunächst den von G. Rosenthal und G. Ochan bisher als Johann sehr zugewandt erlebten sozialen Großvater zu interviewen (den sie bis dahin als den leiblichen Großvater wahrgenommen hatten), um anschließend gemeinsam mit den Familienmitgliedern über eine mögliche Rückkehr Johanns auf das Gehöft zu sprechen. Doch das Familienmitglied, das bei einer solchen Entscheidung die stärkste Stimme hat, nämlich Frank, wurde entschuldigt. Wie Johann später andeutete, lag er wohl aufgrund von übermäßigem Alkoholkonsum krank in seiner Hütte. Anwesend waren die beiden Großväter, die Großmutter und deren jüngste Tochter mit einem drei- bis vierjährigen Sohn. Auch in diesem Gespräch wurden wieder alle Argumente vorgebracht, die gegen eine Aufnahme Johanns auf das Gehöft sprechen würden.

Wie sich im Verlauf der vier Familiengespräche sehr deutlich herausstellte, verweigern die Familie beziehungsweise die in der Familie mächtigen Angehörigen Johann ein Recht auf Land. Sie möchten auch nicht, dass er auf das Gehöft zieht. Begründet wird dies damit, dass das Versöhnungsritual, das Johann mit den Geistern der Verstorbenen, vor allem denen seiner Eltern, aussöhnen könnte, noch aussteht, weil die Seelen der Verstorbenen noch nicht gesprochen hätten. Des Weiteren wird betont, dass die Durchführung des Rituals von der Familie väterlicherseits initiiert werden müsste, zu der aber kein Kontakt bestehe beziehungsweise die den Kontakt verweigern würde. Hierbei gilt zu bedenken, dass es bei den Versöhnungsritualen vom Typ Mato Oput nicht nur um die Versöhnung Johanns mit den Seelen der Getöteten geht, sondern auch um Entschädigungsforderungen zwischen den Klans des Getöteten und des Mörders und darüber hinaus um die Verhinderung von Ver-

geltungsakten einschließlich von Akten der „Blutrache“ beziehungsweise einer gesetzlich verbotenen, aber häufigen „Selbstjustiz“. Zunächst wurde der Interviewerin folgende Version vermittelt: Da in Johanns Fall der Mörder, also Johann, aus der Familie kommt und es in beiden Familienzweigen Tote gegeben hat, nämlich Johanns Mutter und Johanns Vater, ist es sehr schwierig möglich das Ritual durchzuführen, da unklar ist, wer wen entschädigen müsste. Im vierten Familiengespräch, zu dem der in einem anderen Ort lebende leibliche Großvater extra angereist war, wurde dann aber sehr deutlich – auch auf insistierende Nachfragen der Interviewerin zur Klärung der Forderungen – betont: Johann gehöre zur väterlichen Familie – bei einem nicht vollständig abgelieferten „Brautpreis“ ist dies allerdings eine Auslegungssache – und daher müsse die Entschädigung von der väterlichen Seite für den Tod von Johanns Mutter bezahlt werden. In diesem Gespräch bekommt die Dynamik hinsichtlich der Frage, ob Johann auf das mütterliche Gehöft zurückkommen und einen Platz für den Bau einer Lehmhütte bekommen kann, eine unerwartete Wendung: Der leibliche Großvater fordert G. Rosenthal dazu auf, Johann das Geld für den Bau einer Hütte zu geben. Die Großmutter hatte zu Beginn des Gesprächs bereits versichert, sie möchte, dass ihr Enkel zu ihr zurückkommt. In einem einige Tage später erfolgten Nachgespräch mit Johann erklärte dieser G. Rosenthal und G. Ochan:[23]

> „Die wollen nur das Geld, lassen mich das Haus bauen, kurze Zeit drin wohnen und dann werden sie mir erklären, ich hätte kein Recht auf Land und müsste das Gehöft verlassen.“

Sehr ernüchtert meint er weiterhin:

> „Sie haben sich nun über zehn Jahre nicht um mich gekümmert, wieso sollten sie sich jetzt um mich kümmern? Sie sagen das nur, weil ich mit einer Weißen kam. Ich habe zusammen gesessen mit meinen Freunden, und sie haben mir sehr geraten, nicht ins Dorf zurück zu gehen. Sie haben gesagt: Sie nehmen dir dein Haus weg, und wenn du mit einer Frau und Kindern dann dort lebst, wirst du diskriminiert.“

Johann argumentiert des Weiteren: Er bekäme nichts von der Familie, sie würden vielmehr erwarten, dass er ihnen etwas von seinem Lohn abgibt. Wir teilen Johanns Einschätzung über das in erster Linie ökonomische Interesse der Familie an seiner Rückkehr auf Franks Gehöft. Vor allem erlebten wir die mangelnde emotionale Unterstützung für Johann. Dafür spricht auch das Ende des dritten Familiengesprächs, bei dem Johann seine Familie mehrmals um Verzeihung bat. Jedes Mal herrscht unter den Anwesenden eisiges Schweigen. Zum Abschluss dieses Gesprächs bittet

[23] Die folgenden Zitate beruhen auf dem in deutscher Sprache kurz nach dem Gespräch geschriebenen Erinnerungsprotokoll von G. Rosenthal; sie sind also nicht ganz wörtlich wiedergegeben.

die Interviewerin Johann, seine Bitte um Verzeihung nochmals laut vorzutragen und sein Onkel Frank antwortet: „Wir haben es gehört."

Johanns Situation wirkte festgefahren. Zwar möchte er etwas an seiner derzeitigen Lage ändern, doch scheint es, als hätte er keine realistische Idee davon, wie er das umsetzen kann. Er spricht davon, Geld zu sparen und eine eigene Werkstatt aufzumachen. Im Kontext seines jetzigen Arbeitsverhältnisses und vor allem seiner deutlich zu beobachtenden Antriebslosigkeit oder Apathie wirkt dies wenig realistisch. Im bereits genannten Nachgespräch äußerte er jedoch zum ersten Mal sehr bestimmt und klar, dass er sich ein eigenes Leben in der Stadt aufbauen möchte und berät sich mit unserem Feldassistenten darüber, wie sinnvoll es sei, sich ein Motorrad zu leihen, den Job beim Tischler aufzugeben und ganz auf das Geschäft mit einem Motorradtaxi umzusteigen. G. Ochan wie auch der Fahrer unseres Mietwagens, der bei diesem Gespräch dabei ist, ermutigen Johann, dies zu tun.

Eine gewisse Stabilität gibt Johann die Mitgliedschaft in einer Pfingstgemeinde.[24] Regelmäßig geht er zum Gottesdienst und zum Beten in die Kirche. Insofern war er auch nach seiner erfolglosen Bitte um Verzeihung an seine mütterliche Familie sehr offen für eine Rückmeldung beziehungsweise Intervention von G. Rosenthal, die sagte, dass es Gott sei, der ihm Vergebung schenken könnte. Ein weiteres unseres Erachtens stabilisierendes Moment für Johann ist, dass für ihn kein Geheimnismanagement möglich ist, da sowohl im Dorf seiner Mutter als auch im Dorf seines leiblichen Vaters alle wissen, dass er seine Eltern umgebracht hat. Dadurch kann Johann viel offener als andere Interviewte über die von ihm begangenen Gewalttaten sprechen.

3.3 Sancho und Maria im Kontext ihrer Familien: Ein teilweise gelungener Verlauf der „Reintegration"

Sancho und Maria, die beide von der LRA entführt worden waren, sind miteinander weitläufig verwandt und waren zumindest zwischen 2013 und 2014 ein Liebespaar. Maria ist die Tochter einer Schwester von Sanchos Vater und dennoch vermutlich – vermittelt durch ihre Familienzugehörigkeit väterlicherseits – Angehörige eines anderen Patriklans. Ihre familien- und lebensgeschichtlichen Verläufe[25] stehen exem-

[24] Hier gilt zu bedenken, dass diese in ihrer Organisationsstruktur und Ideologie gewisse Ähnlichkeiten zur LRA aufweist beziehungsweise die LRA sowie ihre Vorgängerorganisation unter Leitung von Alice Auma Lakwena teilweise nach dem Modell einer christlichen „Freikirche" oder „charismatischen" Sekte organisiert waren, das bei der hiesigen Lokalbevölkerung seit vielen Jahrzehnten große Resonanz fand (vgl. zum Beispiel Allen 2006: 153, 32, 35).

[25] Alle Interviews in diesen Familien wurden auf Luo und von Artur Bogner geführt. Das Erstinterview mit Maria und ein biographisches Interview mit ihrer Mutter fanden im Dezember 2014 und Januar 2015 statt. Im Dezember 2015 / Januar 2016 folgten ein weiteres Interview mit Maria, zwei Interviews mit dem Freund der Mutter (der sich selbst als biologischer Vater von Maria bezeichnet) sowie einem weiteren Onkel (Bruder der Mutter). Sancho war beim ersten Interview mit Maria vorbeigekommen,

plarisch für Verläufe, die im Unterschied zu Johann zu einer viel deutlicheren Identifikation mit der LRA, bei Sancho vor allem mit seinem Kommandeur führten sowie bei beiden für eine verhältnismäßig gelungene Eingliederung in das zivile Leben nach ihrer Rückkehr. Sancho ist nach eigenen Angaben 1979 geboren und wurde 1994 im Alter von circa 15 Jahren entführt. Seine Darlegungen und Erzählungen im Interview deuten jedoch darauf hin, dass er damals eher jünger war. Er entkam im südlichen Sudan nach circa 8 Jahren – seinen Angaben nach im Februar 2002 – mit drei weiteren Rebellen der LRA und stellte sich den sudanesischen Truppen. Dies war kurze Zeit bevor die ugandische Armee im Rahmen des Friedensabkommens mit dem damaligen sudanesischen Staat im März 2002 eine militärische Großoffensive gegen die LRA-Basis im Südsudan – die so genannte Operation „Iron Fist" – begann. Im Rahmen des Abkommens war auch festgelegt worden, dass im Sudan entkommene LRA-Rebellen an Uganda auszuliefern sind.

Maria ist ungefähr zwischen 1982 und 1984 geboren, wurde bereits mit circa 11 Jahren entführt und mit circa 13 Jahren zwangsverheiratet mit einem sehr viel älteren LRA-Offizier (circa 60 Jahre alt), von dem sie schwanger wurde. Das Kind starb im Kleinkindalter. Nach dem Tod ihres ersten Ehemanns wurde sie an einen mit dem verstorbenen Mann verwandten Offizier „vererbt" und bekam von diesem einen Sohn. Im Frühjahr 2002 kam sie – nur kurze Zeit nach dem Entkommen von Sancho – mit ihrem damals etwa 18 Monate alten Sohn zusammen mit 43 Frauen und deren Kleinkindern von der Rebellenorganisation frei.[26] Die Freilassung erfolgte auf Anordnung von Konys Stellvertreter Otti Vincent, der sich in dieser für die Rebellen besonders schwierigen militärischen Phase von körperlich geschwächten Müttern und Kleinkindern befreien wollte.

Sancho und Maria hatten sich im „Busch" immer mal wieder getroffen; sie gehörten jedoch unterschiedlichen Brigaden an. Im letzten mit Maria geführten Interview deutet sich an, dass sie eventuell bereits zu dieser Zeit – vermutlich nach dem Tod des ersten Mannes von Maria und nach der Verheiratung mit ihrem zweiten Mann – eine Liebesbeziehung miteinander hatten. Die Passagen dazu sind recht wirr und inkonsistent. Das ist insofern nicht erstaunlich, weil dies bei Bekanntwerden damals für beide lebensgefährlich geworden wäre. Generell zeigt sich in biographischen Interviews immer wieder, dass AutobiographInnen in der Gegenwart oft ein Sprechverhalten reproduzieren, das der fraglichen Situation in der Vergangenheit (und nachfolgenden Situationen des Sprechens darüber) angepasst war – oft beson-

---

um sich von Maria Geld zu leihen. Daraus ergab sich, dass an drei aufeinanderfolgenden Tagen im Dezember 2014 ein biographisches Interview mit ihm geführt wurde. Ein viertes Gespräch mit ihm fand im Dezember 2015 statt. Des Weiteren wurden im Dezember 2015 / Januar 2016 Sanchos zweite Ehefrau, mit der er zusammenlebt, sein Vater, sein Neffe und sein „senior grandpa" (ein älterer Bruder seines Großvaters) interviewt.

[26] Dieser Bericht von Maria und ebenso ihre Zeitangaben stimmen mit der Berichterstattung in den Medien überein (vgl. unter anderem eine Pressemitteilung von UNICEF (http://www2.unicef.org/media/media_19191.html) und einen Artikel in *IRIN News* (http://www.irinnews.org/news/2002/06/14/army-bringing-pressure-bear-lra-rebels, letzter Zugriff 13.10.2016).

ders zu Zeiten, als es gefährlich war, die betreffenden Themen anzusprechen oder die entsprechenden Tatsachen zuzugeben.

Doch bevor Sancho und Maria als Paar zusammenlebten, heiratete Maria nach ihrer Rückkehr zunächst einen anderen Mann und bekam drei Kinder mit ihm. Aufgrund von dessen Gewalttätigkeit – dazu gehörten Vergewaltigungen, wenn er betrunken war – verließ sie unter anderem mit der Unterstützung ihres Onkels (dem Bruder ihrer Mutter) und mit Sanchos Hilfe – so jedenfalls seine Darstellung – diesen Mann und ging spätestens ab 2013 eine eheähnliche Beziehung mit Sancho ein. Beide wollten damals auch heiraten beziehungsweise eine Leviratsehe eingehen. Sancho ist der Ansicht, dass die Ehe mit Maria ihm zustehe, da sie die Witwe eines verstorbenen älteren „Bruders" sei. Auch die Vaterrolle für den im „Busch" geborenen Sohn von Maria, um den Sancho sich nach seiner Aussage gerne kümmern würde, sieht er als ihm zustehend an. Die Familie von Maria stellte sich gegen diesen Anspruch und führte die verwandtschaftliche Nähe der beiden Patriklans, denen sie angehören, als Hinderungsgrund im Sinne des Exogamiegebots an.[27] Laut Sanchos Vater ist jedoch das eigentliche Motiv für diesen Widerstand das Verlangen nach einem Brautpreis oder höheren Brautpreis seitens von Marias Mutter oder von deren Familie. Bis 2015 lebten Maria und Sancho dennoch wie ein Ehepaar zusammen. Wie Sancho es formuliert: „we stayed together as man and wife." Sancho beendete laut seiner Aussage die Beziehung, als er Maria beim Beischlaf mit einem anderen Mann überraschte. Sancho, der selbst bereits zum zweiten Mal verheiratet war und mit der zweiten Ehefrau Anna drei Kinder hatte, als er bei Maria einzog, lebt wieder oder weiterhin zusammen mit Anna, die – ebenso wie Maria – eine gemietete Wohnung in Gulu hat. Derzeit seien Maria und Sancho, so versicherten beide dem Interviewer, kein Liebespaar, dennoch seien sie in engem freundschaftlichen Kontakt und besuchten sich regelmäßig. Sie deuteten in den Interviews immer noch ihre auf großer Zuneigung beruhende Bindung an. Die Auswertung der Interviews verdeutlichte, dass ihre Beziehung und vor allem der damit mögliche Austausch über ihre Vergangenheit im „Busch" wahrscheinlich beiden eine nicht zu unterschätzende emotionale Stabilität gibt und für ihre „Reintegration" in das zivile Leben hilfreich ist.

Sancho und Maria, die im Unterschied zu Johann als Erwachsene mit circa 22 und 23 Jahren aus dem „Busch" kamen (Johann war hingegen erst 15–17 Jahre alt), konzentrierten sich nach der Rückkehr auf den Aufbau von Gründungsfamilien und weisen auch wesentlich bessere Bedingungen für eine Stabilisierung ihrer ökonomischen Lage und ökonomischen Selbstständigkeit auf. Vor allem unterstützten ihre

[27] Mit dem Verweis auf die Verwandtschaftsverbindung „Tochter einer Schwester von Sanchos Vater" deutet sich an, dass in diesem Fall das Exogamiegebot nicht so streng auszulegen ist oder eigentlich nicht gilt, da die Partner verschiedenen, genealogisch nahen Patriklans/Patrilineages angehören, die zwar einem gemeinsamen übergeordneten „Klan" angehören, aber offenbar untereinander heiratsfähig sind. Faktisch ungeklärt scheint außerdem die (sozialklassifikatorische) Klanzugehörigkeit von Maria zu sein, weil hier strittige Brautpreiszahlungen und daher auch strittige Ehebeziehungen und dementsprechend strittige klassifikatorische Filiationsbeziehungen eine Rolle spielen.

Verwandten sie dabei – zumindest teilweise. In Marias Fall handelt es sich um eine Reintegration in ihren mütterlichen Klan. So nahm zum Beispiel Marias Mutter unmittelbar nach Marias Rückkehr zeitweise den im „Busch" geborenen Sohn Marias auf, um diese zu entlasten. Marias Mutter meint auch explizit im Interview: „Maria does not bring us shame" und betont in diesem Zusammenhang, dass Maria sie davon überzeugt habe, dass sie niemanden ermordet habe. Der Vater von Sancho erzählt, dass er seinem Sohn nach dessen Rückkehr ein Haus in Kitgum gemietet habe, weil „there was still a high intensitiy of the rebels". Seit kurzer Zeit ist Sancho als Soldat der Regierungsarmee beschäftigt und seine finanzielle Situation ist daher, wie er im Interview im Dezember 2015 beschreibt, derzeitig vergleichsweise abgesichert. Auch hat er trotz erheblicher Streitigkeiten, Probleme und Belastungen sehr viel besseren Kontakt zu seiner Herkunftsfamilie als Johann und wird im Unterschied zu diesem zu den Versammlungen der väterlichen Verwandtschaftsgruppierung beziehungsweise Siedlungsgruppe eingeladen und ist dort auch stimmberechtigt. Die Versammlungen werden von Sanchos Vater einberufen, der als ein einflussreiches älteres Mitglied seiner Lokalgruppe bei der Durchführung von Ritualen als ein wichtiger Mitwirkender zuständig ist. Betrachten wir den biographischen Verlauf Sanchos und auch den Marias etwas genauer.

Sanchos Kindheit und Jugend

Sancho wird 1979 als drittes von fünf Kindern und als zweiter von zwei Söhnen seiner Eltern auf dem Familiengehöft seines Vaters in einem Ort im Distrikt Pader, d.h. in einem Distrikt nordöstlich vom Distrikt Gulu geboren. Nach Sanchos Geburt folgen in kurzen Abständen die Geburten seiner beiden jüngeren Geschwister. Ganz im Unterschied zu Johann kann Sancho widerspruchsfreie Angaben über seine Geschwister, deren Geburtsjahre und die familiale Konstellation machen. Wir deuten dies als einen Hinweis auf stabilere Familienverhältnisse. Auch ist das kulturelle und soziale Kapital in dieser Familie wahrscheinlich viel größer als in Johanns Familie; der Vater ist gebildet, spricht relativ gut Englisch und hat offenbar zumindest heute, vermutlich aber seit vielen Jahren, eine einflussreiche Position in seiner Ortsgemeinde. Hierbei ist zu berücksichtigen, dass der Vater seine Schulbildung in der letzten Phase vor und der ersten Phase nach der Unabhängigkeit Ugandas erhielt. Er ist – und war vielleicht schon seit vielen Jahren – so etwas wie der Schreiber, Sekretär oder Dolmetscher des lokalen „cultural leader" oder der Klan- beziehungsweise Dorfältesten, also der lokalen (Meinungs-)Führer in seinem Ort.

Sanchos Kindheit ist vom gemeinsamen Aufwachsen mit fünf Geschwistern und von einer schweren Erkrankung, wie er sagt, an Meningitis im zweiten Schuljahr, also zu Beginn seiner Schulzeit und im Alter von vermutlich circa sieben Jahren geprägt. Er beschreibt sich als gehorsames Kind, als „disciplined", als ein Kind, das „liked listening to my parents" und als ehrgeizigen, fleißigen und zunächst erfolgreichen Schüler: „I personally liked studying." Sein Erfolg in der Schule wird aufgrund der Erkrankung unterbrochen: Er wurde ins Krankenhaus gebracht, blieb ei-

nen Monat lang dort und überlebte diese schwere und lebensbedrohliche Krankheit. Die Erinnerung an diese Zeit der Erkrankung ist ihm noch sehr gegenwärtig; extrem ausführlich erzählt er davon. Er berichtet unter anderem davon, dass er mehrmals im Krankheitsverlauf sein Bewusstsein verlor und Schwindelanfälle hatte und dass er nach der akuten Krankheit in einer massiv veränderten körperlichen Verfassung war. Wie bedrohlich diese Krankheit von Sancho erlebt wurde und ihm bis heute in deutlicher Erinnerung ist, zeigt sich in einem klassischen Todestraum oder auch eines Nahtoderlebens im Traum während der Erkrankung, von dem Sancho detailliert erzählt. Während seiner Kindheit habe er von Kindern geträumt, die versuchten ihn ins Wasser zu stoßen, und von Männern in weißen Gewändern.

Als Folgeschäden seiner Erkrankung bleiben Lähmungserscheinungen an seinen Händen und Füßen. Ihm ist es wichtig im Interview zu betonen, dass er vor der Erkrankung ein guter Schüler war. Danach fiel er in seinen Leistungen deutlich zurück, aber dennoch blieb er ehrgeizig und bemühte sich gegenüber den MitschülerInnen aufzuholen – unter anderem war er die ganze Schulzeit bis zu seiner Entführung „class monitor", was zeigt, dass die anderen SchülerInnen ihn respektierten.

Die Entführung mit circa 15 Jahren

Sancho gibt an, im Oktober 1994 zusammen mit vier weiteren Kindern aus dem Ort (unter anderem einem Sohn seiner Tante) entführt worden zu sein, in einer Zeit, in der er im Haus seiner Tante (einer Schwester seines Vaters) in der Nähe von Kitgum lebte. Dreien der fünf entführten Kinder, darunter auch seinem Cousin, gelingt die Flucht. Sancho und der andere entführte Junge, die nicht entkommen sind, werden zusammengeschlagen und dann gezwungen, die Häuser, die mit Kartoffeln bebauten Felder und die Bananenstauden bei den Gehöften der Familien der entflohenen Kinder zu zerstören. Einer der beteiligten Kindersoldaten kann sich nach dieser Arbeit kaum noch aufrechthalten und wird daraufhin vor ihren Augen zu Tode geprügelt. Eines der drei gerade entkommenen Kinder wird nach nur drei Tagen wieder eingefangen und Sancho muss es gemeinsam mit anderen kürzlich entführten Kindern zu Tode prügeln. Danach wird der Leichnam enthauptet. Kurz danach geht die Gruppe nochmals an diesem Tag zum Gehöft von Sanchos Tante und nimmt dort seinen geflüchteten Cousin wieder gefangen. Während sie das Gehöft plündern, ein Feuer machen und essen, muss Sanchos Cousin, dem seine Tötung für danach angekündigt ist, tanzen. Nach dem Essen bekommt einer der jungen GehöftbewohnerInnen den Befehl, ihn vor den Augen von dessen Mutter, Sanchos Tante, zu Tode zu prügeln und zu enthaupten. Er wird in dieser Situation auch tatsächlich getötet. Zu der befohlenen Enthauptung der Leiche kommt es in diesem Fall nicht mehr.

Sancho, der in seinen Erzählungen über die Zeit der Entführung und auch der Jahre danach von sich immer als „child" spricht, evaluiert die Erlebnisse dieser ersten Tage wie folgt:

> "So when I saw all those things I became so frightened and to think about escaping was now very difficult."

Nach dem Überfall auf das Gehöft seiner Tante begibt sich die Gruppe in Richtung Sudan. Einer seiner Entführer wird nun ebenfalls getötet, weil er seine körperliche Schwäche nicht mehr verbergen kann. Sancho selbst wird immer wieder geschlagen – unter anderem mit einer Machete („panga") – als Strafe für unerlaubtes Essen von den geraubten Lebensmitteln, die er tragen soll. Die Erlebnisse der ersten Tage sind damit – wie meist für die entführten Kinder und Jugendlichen – von einer ungeheuren Todesfurcht geprägt und vermitteln: *Wenn man nicht funktioniert, wenn man sich nicht an die Befehle hält oder wenn man in irgendeiner Weise Schwäche zeigt, dann muss man sterben und das oft auf grausamste Weise.*

Seine Gruppe wird nach einem ersten kurzen Zusammentreffen mit Kony zu einem provisorischen Lager zwischen „kalten Felsen" im Südsudan geschickt (das sie aufbauen sollen). Sehr viele von ihnen sterben hier in kürzester Zeit an Nahrungsmangel oder Erschöpfung. Danach ziehen sie zum Hauptlager Konys an der sudanesischen Grenze weiter. Die Erzählung über die Willkommenszeremonie, über das Versprechen Konys, dass es in Zukunft mehr zu essen geben werde, und über dessen Führungsstil macht eine beginnende und anhaltende Identifikation mit Kony und der LRA – im Sinne einer „Identifikation mit dem Aggressor" – deutlich. Die Situation, als er Kony zum ersten Mal trifft, erläutert Sancho wie folgt:

> "On the day that I saw and knew that this is Kony I did not have any bad thoughts I saw him and thought that this is the Kony whose name is very famous Kony Kony Kony this is the one when we reached there we the new recruits he came himself to talk to us he thanked us for joining him he said a lot of things with prayers first the meeting started with prayers before he started to talk he talked a lot and taught us that the government was going to be overthrown … the teaching he was giving was that he wanted Museveni government overthrown that it was bad because that it was killing people and they should fight it …."

Der Respekt und die Ehrfurcht oder Hochachtung vor Kony werden hier in den Worten des mittlerweile erwachsenen Sanchos sehr deutlich:

> "This is the Kony whose name is very famous Kony Kony Kony this is the one."

Diese bewundernden Worte mögen nicht nur mit Sanchos Zwangslage, sondern auch damit zusammenhängen, dass zu jenem Zeitpunkt Konys Name in der Zivilbevölkerung Acholilands noch sehr positiv konnotiert war, unter anderem weil die Methode der Entführung von Minderjährigen da noch nicht zur bevorzugten Rekrutierungsmethode der LRA geworden war.

Doch alle Erklärungen des Rebellenführers sind für Sancho, wie er ausführt, in dieser Situation nicht sehr relevant:

> "At that time when he addressed people the only thing that excited me was the issue of food because the level of hunger was unbearable so on that day … that of all that Kony said I was happy about food … so he had said within the next two weeks before two weeks elapse elapses there would be plenty of food and people would eat until they start belching."

Man könnte nun erwarten, die auch in den folgenden Monaten keineswegs eintretende Besserung und vielmehr zunächst sogar extreme Verschlimmerung der Nahrungssituation würde zu einer Desillusionierung in Bezug auf Kony führen. Doch dies trat keineswegs ein. Sancho versichert dem Interviewer hingegen, dass er ohne das Eingreifen von Kony gestorben wäre. Er wird mit anderen Rekruten zu der neuen, im Aufbau begriffenen Basis mit den „kalten Felsen" gesandt, wo sie trainiert werden sollten. Die Wochen hier sind bestimmt von extremem Hunger, Erschöpfung, Kälte und Tod. Sancho spricht davon, dass ungefähr drei bis vier der Rekruten pro Tag starben. Es war Kony, der diese grauenvolle Situation beendete, die über mehrere Monate oder viele Wochen anhielt:

> "When the death rate became so high, Kony ordered that the recruits were taken back because the recruits were going to get finished."

Sancho und die anderen Rekruten kommen zurück ins Lager von Kony und die Situation verbessert sich nun etwas für ihn. Er wird Begleitschutzmitglied („escort") für einen Stellvertreter Konys. Auf Befehl seines Kommandeurs bekommt er nun etwas mehr zu essen. Da dies nicht genügend ist und der Hunger bleibt, isst Sancho – wie auch drei andere Rekruten – giftige Wurzeln, was zu Halluzinationen und völliger Erschöpfung führt. Dies war eine Situation, die bei der LRA mehr als lebensgefährlich war. Doch sein Vorgesetzter findet bei dem folgenden Verhör der vier erkrankten Rekruten heraus, dass er aus derselben Gegend stammt wie Sancho und dessen Vater kennt. Er ordnet an, dass die „Kinder" (damit meint Sancho sich selbst und seine Schicksalsgenossen) Tee mit Milch und Essen erhalten. Von da an darf Sancho im „fenced courtyard" des Kommandeurs leben, wo er bald in der Funktion eines Leibwächters eingesetzt wird. Hier lebt der Kommandeur mit seinen fünf Frauen und deren Kindern: „from there is where I found found live improved." Bis zum vermutlich durch AIDS verursachten Tod des Kommandeurs 1997 – also nach circa drei Jahren – verbleibt er in dessen Familie:

> "I stayed in his home for a long time while there at least my life was easy but he later lost his life."

In dieser Phase erlebt er allerdings auch schwere Kämpfe mit den ugandischen Regierungssoldaten und wird zweimal – unter anderem durch Bomben- oder Granatsplitter – am Kopf schwer verletzt.

Nach dem Tod seines Kommandeurs verschlechterte sich die Situation für Sancho erheblich. Er berichtet davon, dass sein verstorbener Kommandeur, dessen zumindest faktische rechte Hand er geworden sei, ihm versprochen hatte sich dafür einzusetzen, dass er eine Frau bekomme. Sancho deutet an, dass er nach dessen Tod in der Ranghierarchie der Rebellen recht niedrig gestanden hätte und ihm aufgrund von „favoritism" eine Frau vorenthalten worden sei. Es sind noch fünf Jahre, die er im „Busch" verbringt. Über diesen Zeitabschnitt, in dem es ihm wesentlich schlechter ging als während seiner bisherigen Zeit bei der LRA, und in der er unter anderem gezwungen wurde, gegen seinen Willen einen Zivilisten zu ermorden, spricht Sancho in den vier mit ihm geführten Gesprächen kaum. Mit seinen sehr ausführlichen Erzählungen über Situationen vor dem Tod seines Kommandeurs und dem im Gegensatz dazu sehr kurzen Bericht über die Phase danach – die Flucht stellt er dann wieder ausführlich dar – gelingt es ihm, im Interview den Eindruck einer relativ kurzen Zeitphase zwischen dem Tod seines Kommandeurs (1997) und seiner Flucht aus der Rebellengruppe (Februar 2002) zu vermitteln. Aus seinen Ausführungen wird deutlich, dass die mehr als vier Jahre dazwischen geprägt waren durch die für ihn negativen Folgen des Todes seines direkten Vorgesetzten, einen „Bedeutungsverlust" oder Abstieg zumindest in der Hierarchie der faktischen Machtchancen innerhalb der Rebellenorganisation. Diese Zeit wird von ihm immer wieder explizit und implizit auf nachteilige Weise kontrastiert mit der vorherigen Zeitphase, die er in der Nähe seines Kommandeurs (im südlichen Sudan) verbrachte. In der darauffolgenden Zeit wurden viele sehr gewalttätige Übergriffe der Rebellen auf Zivilisten in Uganda und im Acholigebiet begangen (vgl. Atkinson 2010a: 292ff.). Sancho berichtet von den zahlreichen Überfällen auf die Gehöfte von entflohenen LRA-Rebellen und dem Töten von deren Familienangehörigen, dem Töten von ZivilistInnen, wenn diese wegzulaufen versuchten, von „Strafaktionen" gegenüber ZivilistInnen, die der Kooperation mit der Regierung verdächtigt wurden, bei denen ihnen Gliedmaßen abgehackt, die Augen zerstochen oder die Ohren oder Lippen abgeschnitten wurden. Er bewertet diese Phase wie folgt: „so things that I have been seeing are those ones and during that time we were moving to Uganda and back and what I saw are many that I had not experienced in my life" sowie: „most of my life in the bush was just full of guns and bullets until I escaped."

Sancho berichtet über diese Jahre, als sei er selbst nicht an diesen Handlungen beteiligt gewesen – zum Beispiel mit Formulierungen wie: „sometimes they would issue order that they should kill." Sein Bericht darüber dient ihm zur Rechtfertigung für seine nicht früher erfolgte Flucht, da er aufgrund dieses Erlebens laut eigenen Worten voll mit Furcht gewesen sei. Einmal abgesehen von der Annahme, dass er über diese von besonders intensiven Gewalttaten unter anderem gegenüber ZivilistInnen geprägten Jahre zwischen 1997 und 2002 nicht sprechen möchte, nehmen wir des Weiteren an, dass der Tod seines Kommandeurs, mit dem er sich bis heute

stark verbunden fühlt, ein wesentlicher Wendepunkt während seiner Zeit bei den Rebellen war, der zu einem Einbruch in seiner Identifikation mit der LRA führte. Sancho erklärt ausdrücklich und ohne Zögern, dass er nicht aus der LRA geflohen wäre, wenn sein Kommandeur nicht gestorben wäre: „If X. ((name of the commander)) had not died I would not think of coming back."

Der Tod seines Kommandeurs führte vermutlich auch dazu, dass ihm ohne dessen Protektion viel öfter die Beteiligung an Gräueltaten befohlen wurde als in der Phase davor. Die vollkommene Unterwerfung unter Befehlsgeber oder Befehle, die mit seiner ab 1997 geschwächten Position in der formellen Rangordnung und faktischen Machthierarchie der LRA einherging, entspricht auch seiner Form der Darstellung dieser Phase bis 2002, in der er nicht mehr als ein (autonom) Handelnder in Erscheinung tritt. Mit dem Tod seines Kommandeurs hatte er einen einflussreichen Fürsprecher verloren. Seine Darstellung enthält keinen Hinweis darauf, dass er noch einmal einen anderen Vorgesetzten gefunden hat, der für ihn eine ähnlich wichtige Rolle gespielt hätte. Angesichts seines relativ fortgeschrittenen Alters (circa 18 Jahre) beim Tod seines Schutzherrn war dies vermutlich eine gravierende Enttäuschung für ihn – insbesondere die Enttäuschung der Hoffnung auf eine „Ehefrau" und vielleicht auf einen Aufstieg in der Ranghierarchie der Rebellenarmee.

Betrachten wir die Geschichte seiner Flucht und seines Zurückkommens zu seiner Familie etwas näher.

Die Rückkehr ins zivile Leben

Im Februar 2002, so die Angaben von Sancho, flieht er – mittlerweile in dem nicht gerade hohen Rang eines Sergeants – zusammen mit drei jüngeren Rebellen aus dem LRA-Lager in Bin Rwot im südlichen Sudan. Sie verlassen das dortige Camp unter dem Vorwand, Honig ernten zu gehen und stellen sich sudanesischen Truppen. Die vier werden von den sudanesischen Soldaten unter massiven Schlägen verhört und kommen dann in ein Gefängnis. Sancho erlebt auch hier wiederholt Situationen, in denen er misshandelt wird und dem Tode nahe kommt. Es gelingt den vier Männern – mit Hilfe von zwei Arabisch sprechenden, ebenfalls inhaftierten Ugandern – dem obersten Offizier des Gefängnisses ihre Geschichte und von ihren massiven Misshandlungen durch Wärter zu erzählen. Sie werden entlassen[28] und zur Hilfsorgani-

[28] Wie schon erwähnt, wurde im März 2002 ein Abkommen zwischen Uganda und der Regierung des damaligen Staates Sudan (vor der Gründung Südsudans) von beiden Regierungen bekanntgegeben, gemäß dem entkommene oder gefangene KämpferInnen der LRA an Uganda ausgeliefert werden sollten. Warum in diesem Fall Sancho und die anderen LRA-Deserteure von ihren Gefängniswärtern schlecht behandelt wurden, erklärt Sancho nicht und lässt sich wegen der quasi-feudalen Struktur der Staatsorgane und der generell chaotischen Sicherheitslage im damaligen Südsudan auch schwer mutmaßen. Eine Möglichkeit ist unter anderem, dass sich die Wärter an geflüchteten LRA-Kämpfern für Gräueltaten rächen wollten, die die LRA an Mitgliedern einer lokalen ethnischen oder politischen Gruppierung begangen hatte, der sich die Wärter zugehörig fühlten – vielleicht im Unterschied zu ihrem Vorgesetzten.

sation „Save the Children" gebracht. Dort bleiben sie drei Monate, bevor sie nach Uganda ausgeflogen werden und in ein Aufnahmezentrum in Norduganda kommen – das von einer anderen Hilfsorganisation betrieben wird. Nach zwei Monaten holt Sanchos Mutter ihn nach Hause. Sancho will nicht untätig auf dem Hof herumsitzen und startet mit einem alten Fahrrad seiner Eltern ein „boda boda business" als Fahrradtaxifahrer. Doch die Fahrten mit dem Fahrrad werden zu gefährlich; einmal kann er nur knapp auf dem Fahrrad der LRA entkommen. Ein anderes Mal geraten er und sein Bruder unter Beschuss der LRA, als sie eine Nacht im „Busch" verbringen, können aber entkommen. Sancho kehrt zurück zur Arbeit auf den Hof seiner Eltern, nachts schläft die Familie im IDP-Camp. Als sein Bruder von der LRA auf dem Gehöft gefangen genommen, erneut entführt und unmittelbar danach – vermutlich wegen seiner früheren „Desertion" aus der LRA – ermordet wird, fürchtet Sancho, dass ihm dasselbe widerfahren könnte. Deshalb verlässt er das Gehöft seiner Eltern und lebt von da an in einer Stadt im Kriegsgebiet.

Drei Jahre nach seiner Flucht heiratet Sancho und wird Vater eines Kindes; nur kurze Zeit danach trennen er und seine Frau sich. Er lernt eine andere Frau – Anna, wie wir sie nennen – kennen, die er 2007 heiratet und mit der er in den folgenden Jahren drei Kinder bekommt. Das letzte Kind – ein Sohn – wird 2013 geboren. Es ist das Jahr, in dem Sancho zu Maria zieht. Nachdem er circa ein Jahr später Maria beim Beischlaf mit einem anderen Mann überrascht, trennt er sich von ihr. Er wird schließlich Soldat der ugandischen Regierungsarmee, in die er trotz seines derweil relativ fortgeschrittenen Alters – nach seiner Aussage vor allem wegen seiner Erfahrung als Rebellensoldat – aufgenommen wird. Dadurch ist er – auf niedrigem Niveau – finanziell abgesichert und kann für sich und seine Familie eine Wohnung in Gulu mieten. Doch die Aufnahme in die Regierungsarmee gibt Sancho nicht nur finanzielle Sicherheit und die Möglichkeit, das Schulgeld für seine vier Kinder zu bezahlen, wie er sagt, sondern er erhält auch Anerkennung. Diese hilft ihm, mit der in seinem Herkunftsdorf erlebten Diskriminierung umzugehen. Er spricht darüber, dass seine Nachbarn – anders als sein Vater – ihn nicht lieben und ihm seine Zeit im „Busch" vorwerfen würden. Immer wieder habe er zu hören bekommen, dass „he has killed so many people". Als an dieser Stelle von relativ konkreten Formen von Gewalttaten die Rede ist, die ihm vorgeworfen werden, sagt er nur, dass das für ihn ein allzu bekanntes Phänomen sei. Hier ist nicht klar, ob sich diese Aussage auf die von ihm bei den Rebellen erlebte oder verübte Gewalt bezieht und er so ausdrücken will, dass dies nun mal zu der Normalität des Lebens als Rebellensoldat gehört habe, oder ob diese Aussage sich auf den von ihm beschriebenen Schimpfklatsch seiner Nachbarn und, wie an anderen Stellen des Interviews deutlich wird, auch naher Verwandter bezieht.

Es gibt also in dieser Familie, wie sich Sancho mehrfach beklagt, dadurch erhebliche Spannungen und Probleme. In den Familien der Geschwister des Vaters kursieren böse Vermutungen, Gerüchte oder Vorwürfe gegen Sancho. Es wird vermutet, er habe als LRA-Soldat nahe Verwandte getötet. Die Gewalttaten, um die es dabei geht, spielt er – obwohl er eine Beteiligung daran bestreitet – als (ausdrücklich) „normal"

im Kontext des Krieges der LRA herunter und meint, er hätte in seiner Zeit bei den Rebellen viel Schlimmeres gesehen. Des Weiteren beschwert er sich darüber, dass sein Vater wertvolle Geschenke (unter anderem Vieh), die er diesem gemacht habe, an Verwandte weitergegeben hat, und dass dieser Land, auf das Sancho oder sein Vater Anspruch gehabt hätte, zu bereitwillig an andere abgegeben habe. Er scheint darüber sehr verärgert und kritisiert in diesem Zusammenhang auch die Alkoholabhängigkeit seines Vaters. Allerdings betont er, dass seine Verwandten im Dorf neben seinem Vater auch ihn selbst weiterhin an wichtigen Beratungen, die unter den Gemeindeälteren stattfinden, beteiligen und ihn dazu einladen würden. Vielleicht drückt sich hier Sanchos Befürchtung oder Ahnung aus, er könnte davon ausgeschlossen werden, sobald sein Vater nicht mehr lebt. Die Aufnahme in die Regierungsarmee (die UPDF) hat nach seiner ausdrücklichen Aussage die günstige Folge, dass er hier nicht mit bösem Gerede um seine Person konfrontiert ist. Auf die Frage, warum er zur Armee gegangen sei, ist der erste Grund, den Sancho anführt, dass die Menschen in seinem und seines Vaters Dorf Schlechtes von ihm denken und reden:

> "That is what made him to join the UPDF because in the UPDF when they get information that you were once in the bush, they give you a higher priority. My advantage is my experience of the bush because they believe that for them who have been in the bush they have more experiences, that is my capital … **Since I joined the government's army, I do feel some changes.**"

Diese Evaluation, dass sich durch die Armee sein Leben grundsätzlich geändert habe, wiederholt er mehrmals und führt aus, dass ihn niemand in der Armee beschimpfe, weil er – angeblich oder vermutlich – viele Menschen im „Busch“ getötet habe; er sei jetzt nur ein Soldat wie jeder andere ugandische Soldat. Des Weiteren berichtet und argumentiert Sancho ausführlich über die wesentlich bessere Ausbildung bei der ugandischen Regierungsarmee im Vergleich zur LRA. Es wird ansatzweise deutlich, wie sehr er sich damit indirekt auch mit dem ugandischen Staat identifiziert. Er spricht darüber, dass er bei der Regierungsarmee die Gesetze des Staates kennenlerne und vor allem lerne, ZivilistInnen und deren Eigentum zu schützen: „They train you how to protect the civilians and their property and Uganda as a whole.“

Der biographische Verlauf von Maria

Der familiengeschichtliche Hintergrund von Maria ist ausgesprochen schwierig zu bestimmen. Ganz ähnlich wie in Johanns Fall bedurfte es etlicher Gespräche und sorgfältiger Auswertung, um die verwandtschaftlichen Beziehungen aufgrund der Unklarheiten beziehungsweise ungelösten Differenzen in der Familie hinsichtlich ihrer (sozial-)klassifikatorischen Familienabstammung und Klanmitgliedschaft zu klären. Dies liegt unter anderem daran, dass kein Kontakt zum Klan väterlicherseits besteht, da ihr Vater früh verstorben ist und ihre Mutter mit ihr im Kleinkindalter in den mütterlichen Klan zurückkehrte. Bei diesem Verlauf ist bei den Acholi und

ähnlichen Gruppierungen üblicherweise anzunehmen, dass Maria als dem Patriklan ihrer Mutter zugehörig betrachtet wird.

Heute lebt Maria allein mit ihren vier Kindern in einer gemieteten Wohnung in Gulu. Marias Mutter unterstützt sie, indem sie die Kinder, vor allem die jüngeren, oft zu sich aufs Land holt. Maria verdient auf unterschiedlichen, kreativen Wegen Geld, zum Beispiel durch das Backen und Verkaufen von Keksen, und hält sich so über Wasser. Bei finanziellen Engpässen, vor allem wenn es um die Bezahlung des Schulgeldes für ihre älteren Kinder geht, helfen ihr Sancho oder auch ein Bruder ihrer Mutter aus. Der Letztgenannte, ein pensionierter Regierungssoldat, der in einem fernen größeren Ort wohnt, bekundete im Interview sein großes Interesse daran, sie als eine Art Magd, Hausmädchen oder Gouvernante in seinen Haushalt aufzunehmen. Andere „Brüder" der Mutter sind nach ihrer Darstellung nicht so freundlich zu Maria und weniger bereit, sie finanziell zu unterstützen.

Marias Selbstdarstellung ist sehr deutlich von dem Image einer aktiven, selbstbewussten und handlungsmächtigen Frau geprägt, die auf ein sehr schweres Leben seit ihrer Kindheit zurückblickt, dass sie – entsprechend ihrer Präsentation – dennoch mehr oder weniger alleine gemeistert hat. Die ersten Begegnungen mit ihr, wie auch unsere Auswertung der Interviews verdeutlichen, dass sie ihr Selbstbewusstsein insbesondere durch die Anerkennung oder Aufmerksamkeit von Männern gewinnt und Frauen eher als Konkurrentinnen erlebt. So erwies es sich bei Maria von Vorteil, dass sie von einem Mann, von Artur Bogner, und nicht von einer Frau interviewt wurde.[29] In den Begegnungen mit Gabriele Rosenthal war sie weitaus distanzierter. Auf die Herausbildung ihres Verhältnisses zu Männern, ihrer Handlungsmacht (beziehungsweise Handlungsfähigkeit) und vor allem ihrer „Resilienz" werden wir im Folgenden noch dezidierter eingehen.

Kindheit und Jugend

Maria wird circa 1984 in Atanga, südlich von Kitgum, als einziges heute noch lebendes Kind ihrer Mutter geboren. Der Vater kämpft als Soldat im „Bush War" von 1981 bis 1986, wahrscheinlich auf Seiten der Regierungsarmee des Präsidenten Obote und vermutlich auch – im Jahr 1985 – seines durch einen Putsch ins Amt gelangten Nachfolgers Okello. Nach dessen Entmachtung durch die Rebellenarmee Musevenis schließt sich – so jedenfalls die Aussage von Marias Mutter – der Vater der Rebellengruppe Alice Auma Lakwenas an. Als Lakwena 1987 nach Kenia flieht, geht Marias Vater mit ihr. Wenig später stirbt er dort. Marias Mutter zieht daraufhin mit

[29] Generell halten wir aufgrund unserer empirischen Erfahrungen die generalisierende Annahme von vielen KollegInnen, dass von Männern misshandelte und traumatisierte Frauen nur von Frauen interviewt werden sollen, für ausgesprochen problematisch. Damit werden die fallspezifischen Besonderheiten ignoriert und es wird völlig missachtet, dass es ebenso Frauen gibt, denen ein Sprechen über solche Erfahrungen und überhaupt über das durch Männer Erlittene in der Interaktion mit Männern viel leichter fällt. Umgekehrt gilt häufig auch für Männer, dass sie leichter offen über bestimmte, oft „intime" Themen mit Frauen sprechen können als mit Männern.

ihrer Tochter zurück auf ein Gehöft ihrer Herkunftsfamilie oder ihres Herkunftsklans. Sie begründet dies damit, dass sich in dem Klan von Marias Vater niemand um sie gekümmert und sie beschützt hätte.

Wenn Maria über ihre Kindheit berichtet, stehen vor allem leidvolle Erfahrungen im Vordergrund. Insbesondere litt sie unter der mangelnden Liebe ihrer Mutter, die eigentlich erst anfing Maria zu mögen, als sie aus dem „Busch" zurückkehrte. Als Beleg erzählt Maria eine Geschichte, die sie von der Großmutter mütterlicherseits erzählt bekommen habe. Sie sei noch ein Baby gewesen, das noch nicht krabbeln konnte, da habe ihre Mutter sie genommen und in einiger Entfernung vom Gehöft einfach auf die Straße gesetzt und wäre fortgegangen. Der Priester, der Maria getauft hatte, hätte sie gefunden, zur Mission gebracht und ihren Vater rufen lassen. Als Kind wäre ihre Großmutter mütterlicherseits ihre Hauptbezugsperson gewesen, da die Mutter viel weg gewesen wäre. Die Großmutter hätte sie auch gestillt und ihr später beigebracht, wie man einen Haushalt führt.

Des Weiteren erzählt Maria vom Tod ihres Vaters und von verschiedenen Erkrankungen. Sehr schwer erkrankte sie mit circa neun Jahren an (vermutlich) Dracontiasis (besser bekannt als „Guinea-worm disease", eine durch Parasiten ausgelöste Infektionserkrankung), die dazu geführt hat, dass sie acht Monate lang nicht richtig laufen konnte. Erst im Alter von zehn Jahren ging es ihr wieder so gut, dass sie in die Schule zurückkehren konnte. Der Lebensalltag und ihre körperliche Gesundheit hatten sich gerade etwas für Maria stabilisiert, da wird sie circa 1995, mit ungefähr elf Jahren, bei einer Busfahrt von LRA-Rebellen entführt. Es folgen sieben Jahre im „Busch". Ähnlich wie bei Sancho vermuten wir, dass die schwere Erkrankung im Grundschulalter Maria nicht nur schwächte. Wir nehmen an, dass diese beiden Kinder mitbedingt durch diese Erfahrung im Zusammenspiel mit der Unterstützung durch bestimmte Bezugspersonen (bei Maria vielleicht die Großmutter) auch eine psychische Widerstandsfähigkeit – mit anderen Worten Resilienz – entwickelten, die ihnen beim Überleben im „Busch" half. Die Erfahrung, Lebensphasen von größter Todesgefahr zu überleben und gerettet zu werden, kann die Zuversicht auf einen ähnlichen Verlauf in späteren vergleichbaren Situationen oder Lebensphasen stärken. Bei Maria und bei Sancho ist damit oder wird damit im späteren Lebensverlauf vor allem auch eine Überzeugung von der eigenen Handlungsmacht verbunden.

Entführung und Zeit bei der LRA

Der Bus, in dem Maria sich befand, wurde von LRA-Rebellen überfallen oder geriet, wie sie es ausdrückt, in einen Kampf zwischen Rebellen und Regierungssoldaten. Die LRA kann die Regierungssoldaten in die Flucht schlagen, verprügelt den Busfahrer und nimmt die Passagiere des Busses gefangen. Die Gefangenen werden gezwungen mitzukommen und müssen die erbeuteten Güter tragen. Am nächsten Tag kommt es erneut zu einem Gefecht zwischen LRA und Regierungssoldaten. Maria beobachtet, wie ein Kindersoldat der Rebellen im Kampf stirbt, den sie als kaum

älter als sich selbst einschätzt. Sie beschreibt, wie sehr sie sich in der Anfangszeit bei der LRA vor Gefechten fürchtete:

> "That time whenever I heard that the soldiers are coming, my soul would leave me. I did not have a living soul in my body but a dead one. The other thing that happened to me was that whenever we were told that there was going to be an attack or if we are under attack already, I would fail to move, my energy would just disappear and I wouldn't be able to get up until I hear maybe a gunshot then I can start to run."

Maria hat, wie hier deutlich wird, Todesangst und fürchtet sich davor, für immer bei der LRA bleiben zu müssen, wie unter anderem diese Aussage nahelegt:

> "I had heard that if one eats the food of the LRA then he or she would not escape home. So I was trying all the time to avoid their food as much as I can."

Einige Zeit später lässt sich ihre Gruppe bei den Kilak Hills nördlich von Gulu nieder, von wo aus Maria zusammen mit anderen Kindern losgeschickt wird, um in der Gegend Essen zu erbeuten. Wenn die Kinder mit leeren Händen zurückkommen, drohen ihnen schwere Prügel. Maria wird Zeugin verschiedener Gräueltaten gegen Angehörige der Zivilbevölkerung oder Mitentführte. Eine Situation, von der sie erzählt, ist, wie sie gezwungen wurde zuzusehen, wie einem Mann, der vor ihrer Einheit wegzulaufen versucht hatte, zur Strafe die Unterlippe und ein Ohr abgeschnitten wurden. Eine andere sie noch heute sehr belastende Situation war, als sie an der Ermordung von zwei Mädchen mitwirken sollte, denen Fluchtversuche unterstellt wurden. Der Befehlshabende entscheidet dann jedoch, dass Maria noch zu klein dafür sei und es genügen würde, wenn sie bei der Tötung zusähe. Sie wird gezwungen, sich die Leichen anzuschauen.

Die hier geschilderten Situationen sollten nur einige Beispiele von dem durchgängig Erlebten verdeutlichen – wie Maria kommentiert: „There were so many things that were similar. Just so many incidences in the bush. It is uncountable." Es gab einen Vorfall, der ihre Todesangst besonders verstärkte beziehungsweise bis hin zu einer sog. Vernichtungsangst intensivierte: Eine große Gruppe von Mädchen, die meisten stammten aus einer bestimmten Region, wurden der Hexerei beschuldigt und – wie Maria betont – auf direkten Befehl von Kony erschossen. Maria und andere Entführte wurden auch hier wieder gezwungen dabei zuzusehen. Maria ist über das willkürliche Töten schockiert:

> "I was very perplexed with what I saw, especially when they started killing. I was filled with extreme fear and I felt that anytime they could order for the killing of everyone else, or may decide to kill all the women or all the girls. Those were the thoughts that occupied my mind and as soon as I began to feel that way, my first thought was to escape and go back home. But to escape

> from Sudan to Uganda may not be easy because maybe the Lutugu people might kill you before reaching. Just like that I continued to stay with intense fear."

Die von Maria geschilderten Folterungen und Morde sowie der Zwang, unter anderem auch Mitgefangene auf die erbarmungsloseste Weise zu töten, decken sich mit den Erlebnissen der meisten Mitglieder der LRA, die in der Regel mindestens Augenzeugen wurden. Daher wollen wir uns in diesem Kontext vor allem auf die geschlechtsspezifischen Erlebnisse Marias innerhalb der LRA und ihre dezidierten Aussagen darüber konzentrieren. Das Schlimmste für Maria war – und sie meint, dies träfe auch auf alle anderen Mädchen zu – dass sie bereits im jungen Alter von 12 oder 13 Jahren an sehr viel ältere Männer als Ehefrauen gegeben wurden. Diese Männer „would just rape you mercilessly, he doesn't care and you a young girl sometimes walking becomes difficult." Außerdem – so schildert sie – wären Mädchen und Frauen zuständig fürs Kochen und müssten im Fall eines Angriffs die heißen Kochtöpfe in Sicherheit bringen, was oft zu fürchterlichen Verbrennungen führen würde. Jungen würden vor allem darunter leiden, dass sich niemand um sie kümmern würde. Mädchen bekämen zumindest „some little bit of attention by commanders in terms of getting them access to food". Jungen dagegen würden verhungern, weil ihnen niemand zu essen geben würde, oder verdursten, weil sie ohne Wasser auf Raubzüge geschickt würden. Viele wären auch an Durchfallerkrankungen gestorben, weil sich niemand verantwortlich gefühlt hätte, nach ihnen zu sehen:

> "Nobody cared for the boys. They suffered and sometimes they had to steal things in order to survive. But also when they are caught stealing these things they would be beaten severely. These beatings when combined with the frailness due to lack of adequate food makes many boys susceptible to death."

Maria erzählt, wie in einem Fall ein Junge von seinen Kameraden getötet wurde, weil die Gruppe aufgrund von Wassermangel den eigenen Urin trinken musste und dieser Junge – so schildert es Maria – seinen nicht teilen wollte.

Als Maria zwischen 14 und 15 Jahren alt ist, im Jahr 1998/1999, wird sie mit einem circa 60-jährigen Kommandeur zwangsverheiratet. Der Mann vergewaltigt sie, wobei sie nicht nur psychisch, sondern immer wieder auch körperlich stark verletzt wird. Mit Entsetzen stellt sie nach einigen Monaten fest, dass sie schwanger ist. Mit der Einnahme von Kräutern und Wurzeln versucht sie das Kind abzutreiben, was ihr allerdings nicht gelingt. Im siebten Schwangerschaftsmonat erkrankt Maria an Cholera und wird von anderen Frauen aus ihrer Brigade ins Krankenhaus nach Juba im Südsudan gebracht. Ihr Mann ist zu dieser Zeit in Uganda, wo er in den folgenden Monaten stirbt.

Im Krankenhaus kümmern sich zwei Acholi-Krankenschwestern um Maria. Als es ihr wieder besser geht, bieten diese ihr an, sie nach Khartum zu schmuggeln, doch Maria hat zu viel Angst vor einer Flucht beziehungsweise den damit verbundenen

Risiken und lehnt ab. Zurück im LRA-Camp bringt sie wenige Wochen später ihr Kind auf die Welt. Sie beschreibt die Geburt als sehr schwierig und anstrengend. Ihr Kind ist kränklich und stirbt im Alter von 16 Monaten. Zum Zeitpunkt des Todes ihres Kindes (das Geschlecht benennt Maria nicht; es bleibt in ihrer Erzählung namenlos) ist Maria bereits wieder zwangsverheiratet, wieder mit einem LRA-Offizier. Maria schildert das Problem, dass dessen erste drei Ehefrauen ausgesprochen missgünstig auf diese Heirat reagierten und versuchten, sie bei dem Ehemann anzuschwärzen. Eine der Frauen habe ihm erzählt, Maria hätte ihr Kind absichtlich getötet. Der Mann beschuldigte nun Maria, die Schuld am Tod ihres Kindes zu tragen, und prügelte sie mit einer Axt fast zu Tode. Bei der Erzählung dieser ausgesprochen belastenden Erfahrung geht es Maria – wie, uns scheint, fast durchgehend in ihrer Selbstdarstellung – vermutlich darum, ihre Handlungsmacht und ihre Fähigkeit zu präsentieren, mit Männern und vor allem einflussreichen oder mächtigen Männern zu kommunizieren beziehungsweise eine „Verbindung“ aufzubauen. Sie berichtet davon, dass sie den Vorfall höherstehenden Kommandeuren gemeldet habe, diese hätten sich beraten und versucht aufzuklären, was passiert sei. Dabei sei auch die Denunziation durch die andere Ehefrau aufgedeckt worden. Sogar Kony persönlich hätte sich eingeschaltet, wie Maria anscheinend nicht ohne Anflug von Stolz erzählt. Kony habe daraufhin entschieden, dass sowohl sie als auch ihr zweiter Mann unschuldig seien und sie weiter als Paar zusammenleben sollen.

Immer wieder kommt Maria im Laufe ihrer Interviews auf den LRA-Anführer Joseph Kony zu sprechen und erzählt von ihren Begegnungen mit ihm. Entsprechend ihrem Image einer vor allem in der Interaktion mit Männern handlungsmächtigen Frau spricht sie von Situationen, in denen sie Kony beeindrucken konnte, zum Beispiel durch das Tragen eines im Kampf verletzten Mitglieds aus ihrer Brigade über eine lange Strecke. Oder sie erzählt von Situationen, in denen Kony sich persönlich für sie einsetzte. Die Auswahl der Situationen und die Art und Weise, wie Maria über ihn spricht, verweisen auf eine gewisse Achtung und offenbar auch gewisse Bewunderung der Person Konys. Maria spricht dem LRA-Anführer, wie auch viele unserer anderen InterviewpartnerInnen, übernatürliche Kräfte zu und begründet damit, warum seine Kommandeure zum Beispiel nicht hätten fliehen können:

> "But you know Kony can even know the thoughts in your heart and that is what made the commanders to continue to stay."

Dieses Phänomen konnten wir durchgehend in den Interviews beobachten. Bei Maria trifft dies zu, obwohl sie mit einem Ausdruck von Bedauern und Empörung über ihr Schicksal bei der LRA spricht und nicht damit spart, über die dort vielfältig erfahrene Gewalt und Grausamkeit zu berichten.

Nach einigen Monaten mit ihrem zweiten Ehemann wurde Maria erneut schwanger. Sie war zu dem Zeitpunkt circa 15 oder 16 Jahre alt. Im zweiten Monat ihrer Schwangerschaft wurde ihr Mann zusammen mit anderen LRA-Kommandeuren festgenommen, da ihnen vorgeworfen wurde, Fluchtpläne geschmiedet zu haben.

Bemerkenswert ist nun Marias Verhalten. Obwohl sie ihren zweiten Mann als extrem gewalttätig ihr gegenüber beschreibt, bringt sie ihm als einzige seiner Ehefrauen Essen, obwohl dies von den Wachen nicht gern gesehen wird. Dies wird von ihr im Interview deutlich hervorgehoben, allerdings begründet sie ihr damaliges Verhalten nicht. Ob sie dies tat, um sich bei ihm beliebter zu machen – und ihre Nebenfrauen zu übertrumpfen – oder weil sie sich ihm trotz der sehr schlechten Behandlung durch ihn verbunden fühlt oder schlicht Mitleid mit ihm hat, bleibt unklar.

Das LRA-Camp im Sudan, in dem Maria und ihre Brigade bis dahin leben, wird aufgelöst (circa 2001 / 2002). Maria zieht zusammen mit anderen Frauen und Kindern innerhalb des Sudans in ein anderes Camp nach Nicitu, während ihr Mann in ein Camp in der Kit-Region gebracht wird. Dort wird er wieder freigelassen, die Anschuldigungen gegen ihn und die anderen Kommandeure werden fallen gelassen. In Nicitu kommt Marias zweites Kind auf die Welt, wieder unter ausgesprochen schwierigen Bedingungen. Einige Wochen nach der Geburt holen ihr Mann und die anderen Kommandeure die Frauen und Kinder in ihr Camp nach Kit. Dort lebt Maria für etwas mehr als ein Jahr. Auf Grund der Militäraktion „Iron Fist", bei der ugandische Regierungstruppen erstmalig LRA-Camps im Sudan angreifen, lässt Kony Marias Camp räumen. Er befiehlt den Truppen, zurück nach Uganda zu ziehen. Maria, damals circa 17–18 Jahre alt, beschreibt den Umzug als extrem beschwerlich. Sie muss Waffen, Gepäck und ihr eineinhalbjähriges Kind tragen. Immer wieder fällt sie hinter die Gruppe zurück und erreicht die Nachtlager erst so spät am Abend, dass nichts zu essen mehr übrig ist. Ihre Milch bleibt aus und sie kann ihren Sohn nicht stillen. Nur weil sie etwas Brot aus dem Sudan mitgenommen hat, überleben sie und ihr Kind.

Im Norden Ugandas angekommen gibt Otti Vincent den Befehl, dass sich schwache Frauen mit ihren Kindern als „Rückkehrer" – zwecks Amnestierung – registrieren lassen und dann entlassen werden sollen. Unter großem Druck stehend, konnten es sich die LRA-Truppen nicht mehr leisten, die Schwachen und Langsamen weiter mitzunehmen. Marias Ehemann ist dagegen, dass sie sich registrieren lässt. Otti Vincent interveniert aber, so dass Maria im Juni 2002 zusammen mit 43 Frauen und über 50 Kindern sowie einem offiziellen Brief von Otti Vincent die LRA verlässt. Laut Maria waren 60 Frauen registriert worden, einige hätten aber aus Angst nicht weggewollt und seien bei der LRA geblieben. Die Frauengruppe läuft Richtung Atiak, trifft aber schon nach kurzer Zeit auf Regierungssoldaten, die sie mit zu ihrem Stützpunkt nehmen. Kurze Zeit nach ihrer Rückkehr aus dem „Busch" stirbt ihr Mann. Ein wichtiger Aspekt oder Teil dieses Verlaufs ist, dass Maria mit der Erlaubnis und auf Anweisung ihres Vorgesetzten die Rebellenarmee verließ und sich also nicht als „Deserteurin" verstehen oder fühlen muss.

Rückkehr ins zivile Leben

Nach einer Woche bei den Regierungstruppen werden die Frauen in Aufnahmezentren gebracht. Maria und ihr Sohn kommen zunächst in ein Aufnahmezentrum

in Pader und werden von da aus in das als sicherer eingestufte Aufnahmezentrum in Gulu gebracht. In Gulu wartet Maria vergebens darauf, dass Angehörige ihrer mütterlichen Familie – die zu jener Zeit in einem Dorf im Norden Acholilands leben – sie besuchen kommen. Irgendwann ergreift Maria die Initiative und droht zur LRA zurückzukehren, wenn niemand von der Leitung des Aufnahmezentrums mit ihr ins Dorf fährt, um ihre Familie mit ihr zu suchen. So gelingt es dann auch, Marias Großmutter ausfindig zu machen und Maria zieht zu ihr. Auch ihre Mutter lebt in diesem Dorf; sie ist jedoch meist nicht anwesend.

Ab da beginnt für Maria eine schwere Zeit, die von Einsamkeit, Erfahrungen von Diskriminierung und ihrer Verzweiflung darüber bestimmt ist. Selbst von ihrer Großmutter werden sie und auch ihr Sohn auf Grund ihrer Vergangenheit bei den Rebellen beschimpft. Sie erzählt:

> “That one day the grandmother came back home drunk. And when I came she told me, you the daughter of Satan why didn’t you die from the bush?”

Maria ist so betroffen, dass sie nichts erwidern kann, sich auf ihr Bett legt und überlegt, sich das Leben zu nehmen. Vor allem die Sorge um ihren Sohn, der keinen Vater und kein Recht auf Land habe, treibt sie immer wieder dazu an, weiterzumachen:

> “That child has no father, has no land and my life is the child’s life … and if I will not be there, the child will have nowhere to go.”

Maria zieht die Konsequenz aus dieser Situation und zieht zu Freunden nach Gulu. Sie beginnt unter anderem Kekse zum Verkauf zu backen, damit sie die Schulgebühren für ihren Sohn bezahlen kann. Das Leben in Gulu ohne Mann sei schwierig gewesen, meint sie, deshalb habe sie sich einen Mann zum Heiraten gesucht. Sie habe gezielt jemanden gesucht, der selbst bei der LRA war, da ein anderer Mann sie vermutlich aufgrund ihrer Vergangenheit misshandeln würde. Sie findet einen Mann, der zumindest für eine kürzere Periode im „Busch“ war und bekommt mit ihm drei Kinder.

Am Anfang wäre die Beziehung sehr gut gelaufen, doch irgendwann hätte ihr Mann sie, vor allem wenn er betrunken gewesen wäre, vergewaltigt und geschlagen:

> “The man started overdrinking, unending and whenever he was drunk would come home and start abusing me.”

Zum großen Unmut ihrer mütterlichen Familie zeigt er auch keinen Respekt ihnen gegenüber; zum Beispiel ist er immer abwesend, wenn diese zu Besuch kommen. Mit der Unterstützung von Sancho und ihrem Onkel mütterlicherseits trennt sich Maria ungefähr im Jahr 2013 von ihm und bleibt allein mit ihren Kindern in Gulu wohnen. Oft sind jedoch ihre Kinder bei ihrer mütterlichen Familie auf dem Land. Der Vater der jüngeren Kinder unterstützt sie nach Marias Angaben bis heute nicht

finanziell. Nach der Trennung von ihm wendet sich Maria auch an die Familie ihres Vaters und bittet um Land. Doch sie sei abgewiesen worden, erzählt sie.

Nach der Trennung von diesem Mann führt Maria – so jedenfalls die Darstellung von Sancho – mindestens ein Jahr lang eine Liebesbeziehung mit Sancho. Maria selber spricht ungefragt nicht über ihr Verhältnis zu ihm. Nur auf die Nachfrage des Interviewers nach ihrer Beziehung beschreibt sie ihr Verhältnis als freundschaftlich. Er sei ein Bruder ihres zweiten Ehemannes im „Busch", also des Vaters ihres ältesten lebenden Kindes. Sancho hätte sich nach seiner Rückkehr um diesen Sohn kümmern wollen und angeboten, diesem sein rechtmäßiges Land zu zeigen. Marias Onkel sei aber dagegen gewesen. Maria deutet im Gespräch an, dass sie Sancho schon im „Busch" kannte und er ihr Ehemann gewesen sei. Diese Aussage nimmt sie jedoch wieder zurück, kaum hat sie sie ausgesprochen. Welche Rolle Sancho in ihrem Leben spielte und nach wie vor spielt, versucht Maria viel stärker als Sancho zu verschleiern. Hierbei gilt zu bedenken, dass ein unerlaubtes Intimverhältnis bei der LRA fast immer akute Lebensgefahr bedeutete und wohl besonders in einem Fall wie dem hier vermuteten. Vielleicht hindert Maria indirekt immer noch ihre damalige Angst beziehungsweise das damals eingeübte Verschweigen, offen über ihre Beziehung zu Sancho zu sprechen.

Aktuell beschäftigen Maria immer wieder finanzielle Probleme und die Sorge um ihren ältesten Sohn. Dieser hätte Schwierigkeiten in der Schule, er sei „not bright in class", was Maria mit seinen gesundheitlichen Problemen als Kleinkind und seiner Unterernährung als Säugling in Verbindung bringt. Da sein Vater gestorben sei, hätte er kein Recht auf Land. Vor diesem Hintergrund erstaunt, dass das Angebot Sanchos, den ältesten Sohn zu seinem Klan zu holen und ihm sein Land zu zeigen, von Marias Familie beziehungsweise ihren Onkeln mütterlicherseits ausgeschlagen wurde. Es ist jedoch durchaus möglich, dass diese Zurückweisung in der Zukunft irgendwann aufgehoben wird. Deutlich wird im Gespräch mit Sancho, dass er sich für diesen Sohn verantwortlich fühlt. Ebenso zeigt sich in den Gesprächen und Begegnungen mit Sancho und Maria, dass sie sich wechselseitig sowohl emotional als auch alltagspraktisch eine Stütze sind.

Wir können davon ausgehen, dass sich Sancho und Maria immer wieder mal über ihre Erlebnisse bei der LRA ausgetauscht haben. Dieser Austausch dürfte für beide eine sehr wichtige Unterstützung im Umgang mit ihren Traumatisierungen sein, ihnen vor allem das Gefühl geben, von jemandem verstanden zu werden, und das Erlittene in Sprache übersetzen zu können. Beide beschrieben die Gewalttätigkeiten bei der LRA mit einer großen Distanz und einer beachtlichen Nüchternheit – letztere ist vor allem bei Sancho sehr deutlich – meist recht ausführlich, und berichteten auch auf Nachfragen bereitwillig von weiteren Einzelheiten. Beiden gelang bei ihren Erzählungen – im Unterschied zu anderen von uns interviewten Ex-KindersoldatInnen – eine gute Balance zwischen einer kondensierten und einer detaillierten Darstellung. Dies ist ein deutlicher Hinweis darauf, dass sie nicht das erste Mal über die Grausamkeiten und das Erlittene bei der LRA erzählten. Wesentlicher Unterschied zwischen beiden ist allerdings, dass Sancho viel emotionsloser von den

Gräueltaten und dem Erlittenen bei der LRA spricht als Maria. Wir nehmen an, dass er in den Jahren bei der LRA stärker als Maria gelernt hat, seine Gefühle abzuwehren, nichts zu empfinden und einfach nur zu funktionieren. Diese auch in den Begegnungen mit Artur Bogner spürbare scheinbare Gefühlskälte irritierte den Interviewer zum Teil, vor allem da Sancho so nüchtern und technisch die Details von Tötungen und anderen grauenhaften Ereignissen beschrieb. Dagegen wirkte Maria auf den Interviewer warmherzig oder unverhüllt emotional. Sie drückte ihren Schmerz und auch ihre Wut über das Geschehene sowohl sprachlich als auch nonverbal klar verständlich aus.

3.4 Ein kontrastiver Vergleich der Fälle in ihren familiären und sonstigen sozialen Kontexten

Betrachten wir abschließend die drei vorgestellten familien- und lebensgeschichtlichen Verläufe, so stellt sich die Frage, ob sich angesichts ihrer Komplexität auf der Grundlage der Fallrekonstruktionen überhaupt Annahmen darüber ableiten lassen, welche Komponenten sich eher günstig und welche sich eher behindernd auf die Prozesse einer so genannten Reintegration der ehemaligen KindersoldatInnen und RebellenkämpferInnen in das zivile Leben auswirken. Sind die Unterschiede in den familiengeschichtlichen und biographischen Verläufen von Johann, Sancho und Maria vielmehr nicht zu groß, um damit verallgemeinernde, also über den Einzelfall hinausgehende Annahmen begründen zu können? Gegen diese Art der Zweifel bezüglich der Verallgemeinerbarkeit unserer Befunde gilt einzuwenden, dass oft gerade sehr kontrastierende Fälle das Verbindende und das Ähnliche hervortreten lassen. Außerdem steht jeder von uns vorgestellte Fall für einen Verlauf, bei dem das *Zusammenspiel* bestimmter Komponenten aufgezeigt werden kann, die für einen günstigeren oder für einen behindernden Reintegrationsprozess funktional bedeutsam im Sinne der Gestalttheorie sein können. Mit anderen Worten, jeder einzelne Fall steht für einen Typus (in Anlehnung an Kurt Lewin 1927 / 1967) und dies bedeutet, dass in anderen Fällen mit einem *ähnlichen Zusammenspiel* bestimmter Komponenten ein ähnlicher Verlauf der Reintegration erwartet werden kann.

Johann repräsentiert den Verlauf eines ehemaligen Kindersoldaten, der aufgrund der erzwungenen Ermordung seiner Eltern und der damit zusammenhängenden qualvollen Beziehung zu seinem Kommandeur in extremer Form traumatisiert wurde und der nach seiner „Rückkehr" mit Bezug auf diese Tat in seinem Umfeld stark stigmatisiert wird. Bei ihm verlängerte und verstärkte die familiale Konstellation nach seiner Rückkehr aus dem „Busch" seine Traumatisierung weiterhin. Dieser Verlauf einer sequenziellen Traumatisierung und die mangelnde familiale Unterstützung verhinderten bei diesem Ex-Kindersoldaten bisher eine gewisse Stabilität in seiner Arbeitswelt sowie die Gründung einer eigenen Familie, mit der er leichter aus der Rolle des Kindes in die Rolle eines Erwachsenen, eines Ehemannes und Vaters

wechseln könnte und damit ökonomisch und emotional unabhängiger von seiner Herkunftsfamilie werden könnte.

Sancho repräsentiert dagegen einen ehemaligen Kindersoldaten, der bereits bei der LRA durch die gleichsam väterliche Fürsorge seines Kommandeurs weitaus bessere Bedingungen erlebte als Johann und dessen Reintegrationsprozess ganz erheblich vom Zusammenspiel folgender Komponenten bestimmt ist: der teilweisen und relativ starken Unterstützung durch seine väterliche Herkunftsfamilie, die Gründung einer eigenen Familie, die Unterstützung durch seine Freundin und (zeitweilige) Partnerin Maria und schließlich auch seine Aufnahme in die Regierungsarmee und damit in die formale Organisation des ugandischen Regierungsapparats. All dies sind wesentliche Komponenten für einen stabilisierenden Verlauf nach der Rückkehr aus einer Rebellenarmee. Mit der Mitgliedschaft in der staatlichen Organisation des Militärs, die in Uganda ebenso wie in anderen jungen Staaten des globalen Südens wichtige Funktionen für die „Integration" der staatlich organisierten Gesellschaft, der sogenannten „Nation" übernimmt, die ihn etwa auch dazu drängen wird, die nationale Amtssprache Englisch zu erlernen, kann er sein Defizit an Schulbildung ausgleichen, das in der Gesellschaft der Acholi für einen Mann wesentlich ungewöhnlicher und in diesem Sinn nachteiliger ist als für eine Frau. Der Eintritt in die Armee gibt den ehemaligen KindersoldatInnen nicht nur die Chance eines Ausgleichs ihres durch die Jahre im „Busch" bedingten Defizits an formaler Bildung, sondern auch ein Gefühl der Zugehörigkeit, einen Schutzraum vor Diskriminierung sowie die Möglichkeit, sich als ein vollwertiges Mitglied der „ugandischen Gesellschaft" zu fühlen. Anderen ehemaligen RebellenkämpferInnen ist dieses Gefühl beziehungsweise die ihm entsprechende gesellschaftliche Positionierung zumeist verwehrt.

Maria repräsentiert eine Ex-Kindersoldatin, der es bereits im „Busch" gelungen war, ein gewisses Gefühl von individueller Handlungsfähigkeit oder Handlungsmacht im Umgang mit männlichen Kommandeuren – einschließlich Konys – zu erlangen und die schützende und fürsorgende Rolle einer Mutter und „Ehefrau" zu übernehmen. Wie emotional stützend sowohl vor als auch nach der „Rückkehr" die Nähe zu einem anderen Menschen sein kann, zeigte sich auch in anderen Interviews sowohl mit Ex-Soldatinnen als auch Ex-Soldaten – wie bei Sancho und seiner Beziehung zu seinem Kommandeur. Dies gilt oft auch für Fälle, in denen diese Nähe durch Entführung oder Versklavung beziehungsweise Zwangsverheiratung herbeigeführt wurde. Eine weitere wesentliche Komponente für den eher günstigen Verlauf einer Reintegration bei Maria ist die erhebliche Unterstützung, die sie von manchen Angehörigen ihrer mütterlichen Familie erhält, sowie die langjährige Beziehung zu Sancho. Weder Maria noch Sancho sind wie Johann mit der Vergangenheit einer *Ermordung von sehr nahen Familienangehörigen* belastet. Sie waren bei der Rückkehr außerdem älter als Johann und in einem Lebensalter, in dem die Gründung einer eigenen Familie vom Umfeld nachdrücklich erwartet wird. Indem Sancho und Maria nach ihrer Rückkehr eigene Familien gründeten und Kinder bekamen, sind sie im Unterschied zu Johann nicht mehr nur in der Rolle von Kindern, sondern wurden

selbst Eltern und übernahmen Verantwortung gegenüber ihren Kindern. Damit geht auch eine gewisse Loslösung von den Herkunftsfamilien einher.

Die drei vorgestellten Biographien wie auch die anderen von uns geführten Interviews mit Ex-RebellInnen weisen bei allen Unterschieden auch einige Gemeinsamkeiten auf. Dabei sollte nicht übersehen werde, dass ihr Überleben und ihre „Rückkehr" angesichts der vielen LRA-RebellInnen, die getötet oder ermordet wurden, die an Krankheiten oder Erschöpfung starben oder die einfach in den umliegenden Ländern oder Gegenden verschwunden sind, sicherlich nicht nur auf Glück oder Zufall zurückzuführen ist. Gründe oder begünstigende Bedingungen für das Überleben waren neben erheblicher persönlicher Energie, einem starken Willen zum Weiterleben und dem Erlernen von Abwehrmechanismen auch die Protektion seitens höherer Kommandeure, ein Aufstieg in der Hierarchie der Rebellenorganisation oder, wie erwähnt, die Zwangsverheiratung mit einem ranghöheren Mitglied.

Des Weiteren wurden in den von uns geführten Interviews die ausgesprochen schwierigen Dynamiken in fast allen Herkunftsfamilien der ehemaligen KämpferInnen deutlich. So zeigten sich sehr häufig erhebliche Probleme im Zusammenhang mit Alkoholmissbrauch und Gewalt, die enorme Relevanz der tatsächlichen oder vermeintlichen Verwandtschaftsbeziehungen und der damit zusammenhängenden Ansprüche auf Land und Mitspracherechte sowie der manifesten oder latenten Forderungen der Gewaltopfer nach Entschädigung. Sowohl in den biographischen Einzelinterviews als auch in den von uns geführten Gruppendiskussionen und ethnographischen Gesprächen wurden das ausgesprochen ambivalente Verhältnis zu den Zurückgekehrten und die Diskriminierungserfahrungen der Zurückgekehrten deutlich. Diese Diskriminierungserfahrungen gehen paradoxerweise häufig gleichzeitig mit einer mehr oder weniger sichtbaren Bewunderung für den Rebellenführer Kony einher. Dies kommt beispielsweise zum Ausdruck, wenn Johanns Onkel ihm die Verantwortung für die Ermordung von Johanns Eltern zuschreibt, aber Kony explizit davon freispricht. Hierin stimmen die nicht entführten ZivilistInnen (im Grundsatz) mit den Ex-KindersoldatInnen überein. Die zurückgekehrten Ex-RebellInnen schreiben dem Rebellenführer übersinnliche Kräfte und teilweise auch ihr Überleben zu. Ebenso zieht sich eine ablehnende oder ambivalente Haltung gegenüber der ugandischen Regierung durch die Gespräche mit Angehörigen aller Gruppierungen.

Wir gehen davon aus, dass die fast durchgängig in den von uns geführten Gesprächen zu beobachtende Ambivalenz – anders gesagt: die intra- und interpersonale Spaltung – in der Haltung der Acholi-Zivilbevölkerung zu den Ex-RebellInnen nicht aufhebbar ist ohne eine Aufhebung der Ambivalenz gegenüber Kony. Diese Ambivalenz wiederum ist aber nicht aufhebbar ohne eine Klärung der *kollektiven* Haltung der Acholi zur seinerzeitigen Rebellion und Machtergreifung von Musevenis Rebellenbewegung ebenso wie zu der gegen diese gerichteten Gegenrebellion der LRA und ihren besonderen Methoden (Rekrutierung durch Entführung und überwiegend durch Entführung Minderjähriger im Kontext anderer Gewaltverbrechen sowie Einschüchterung der Zivilbevölkerung der Acholi durch wiederholte,

systematisch verübte Gräueltaten). Dazu müsste jedoch noch ein Weiteres eintreten: eine unverdeckte kollektive Reflexion beziehungsweise Bewertung der *eigenen* Rolle der nichtentführten erwachsenen Zivilbevölkerung und ihrer (Meinungs-)Führer im Hinblick auf den Schutz der entführten Minderjährigen – einschließlich der Mädchen. Ein Eingestehen der eigenen Ambivalenz gegenüber der LRA, der eigenen Hilflosigkeit bei der Entführung der Kinder und Jugendlichen sowie der Gefühle von Distanz, Ambivalenz und Grauen gegenüber den zurückgekehrten ehemaligen Kindern bis hin zur Reflexion der eigenen Bewunderung für den Rebellenführer Kony ist vermutlich derzeit von der Mehrheit der Acholi kaum zu leisten – insbesondere aufgrund der eigenen extrem leidvollen Vergangenheit. Wahrscheinlich ist dafür mindestens eine weitere soziohistorische Generation vonnöten. Dies ist umso wahrscheinlicher als der langfristige soziale oder soziopolitische Prozess von Eskalation – und manchmal Deeskalation – des mittlerweile Dauerkonflikts zwischen verschiedenen Zentralregierungen Ugandas und „den" Acholi oder einer Mehrheit von ihnen sich sehr lang und extrem verhärtet hat – über nicht nur die Jahrzehnte der Regierung Musevenis, sondern auch schon während der Diktatur Idi Amins und *beider* Regierungsperioden Obotes. Mit anderen Worten, es gibt viel mehr als nur eine „Ursache" – historisch sowie „strukturell" – für diesen sehr langen Prozess einer Konfliktgenese und Konflikteskalation – wie ebenso für die auch daraus resultierende, hier dargelegte Lage in den Beziehungen zwischen den Ex-Rebellen und der Zivilbevölkerung Acholilands.

Nicht zuletzt ist der in Ugandas Geschichte immer wieder sichtbar werdende Trend zu einer vom Militär gestützten Autokratie oder reinen Militärregierung in den letzten circa zehn Jahren wieder stärker geworden – zumindest in relevanten Teilen von Staat und Gesellschaft, übrigens auch der Zivilbevölkerung (vgl. unter anderem und besonders eindrucksvoll: Kagoro 2015). Man oder frau sollte nicht so weit gehen wie Richard Reid, der in seiner neuesten Gesamtdarstellung der Geschichte des „modernen" Uganda die Gewaltsamkeit von Musevenis Staat mit Amins Tyrannei auf eine Stufe stellt (Reid 2017: 88ff.).[30] Das ist selbst und sogar besonders mit Bezug auf Acholiland unbesonnen – deutlich an dem nicht ganz bedeutungslosen Zeitraum seit 2006, d.h. seit der Vertreibung der LRA aus Norduganda. Zweifellos schafft oder stärkt der erneute Trend zu einer verschärften „Demokratur" – mit Ähnlichkeiten beispielsweise zu Erdogans Türkei – ein großes Hindernis für eine Milderung der Spannungen und der Verbitterung im Verhältnis der Acholi zu der Zentralregierung sowie den durch diese soziopolitisch – direkt oder indirekt – „repräsentierten" Kräften oder Teilen der übrigen Bevölkerung Ugandas. Dies ist jedoch nicht das einzige wichtige Hindernis auf dem Weg zu einer „nationalen" Versöhnung und – wie wir zu zeigen versuchten – einer Versöhnung auch innerhalb der Wir-Gruppe der Acholi.

---

[30] Dabei rechnet er offenkundig auch die direkten Gewaltopfer der LRA der Regierung zu – ganz im Einklang mit dem Weltbild der RebellInnen und vieler Mitglieder der Zivilbevölkerung der Acholi.

Literaturverzeichnis

Allen, T. (2006): Trial Justice. The International Criminal Court and the Lord's Resistance Army. London.

Allen, T. / Vlassenroot, K. (Hrsg.) (2010a): The Lord's Resistance Army. Myth and Reality. London.

Allen, T. / Vlassenroot, K. (2010b): Introduction. In: The Lord's Resistance Army. Myth and Reality. London, 1–21.

Annan, J. / Blattman, C. / Horton, R. (2006): The State of Youth and Youth Protection in Northern Uganda. Findings from the Survey for War Affected Youth (SWAY), Phase I, 21.02.2013. Online: https://www.poverty-action.org/sites/default/files/publications/SWAY.Phase1_.FinalReport.pdf [Letzter Zugriff: 24.04.2018].

Annan, J. / Blattman, C. / Carlson, K. / Mazurana, D. (2008): The State of Female Youth in Northern Uganda. Findings from the Survey of War Affected Youth, Phase II, A Report for UNICEF, Uganda, 21.02.2013. Online: https://chrisblattman.com/documents/policy/sway/SWAY.Phase2.FinalReport.pdf [Letzer Zugriff: 24.04.2018].

Atkinson, R. R. (2010a): Afterword. A Perspective on the Last Thirty Years. In: Atkinson, R. R.: The Roots of Ethnicity. Origins of the Acholi of Uganda before 1800. 2. Auflage. Kampala / Oxford, 275–335.

Atkinson, R. R. (2010b): The Realists in Juba. An Analysis of the Juba Peace Talks. In: Allen, T. / Vlassenroot, K. (Hrsg.): The Lord's Resistance Army. Myth and Reality. London, 205–222.

Baines, E. K. (2008): Complicating Victims and Perpetrators in Uganda. On Dominic Ongwen, JRP Field Note 7 (July), 28.09.2015. Online: http://justiceandreconciliation.com/wp-content/uploads/2008/07/JRP_FN7_Dominic-Ongwen.pdf [Letzter Zugriff: 24.04.2018].

Baines, E. K. (2009): Complex Political Perpetrators. Reflections on Dominic Ongwen. In: Journal of Modern African Studies, 47 (2), 163–191.
Bauer, I. (2009): Nationale und internationale Friedensakteure in Postkonfliktsituationen. Die Friedensdynamik in West Nile / Uganda. Zugl. Masterarbeit, Hamburg.
Becker, D. (1992): Ohne Hass keine Versöhnung. Das Trauma der Verfolgten. Freiburg.
Becker, D. (1997): Tauerprozeß und Traumaverarbeitung im interkulturellen Zusammenhang. In: Wirtgen, W. (Hrsg.): Trauma. Wahrnehmen des Unsagbaren. Psychopathologie und Handlungsbedarf. Heidelberg, 23–38.
Behrend, H. (1999): Alice Lakwena and the Holy Spirits. War in Northern Uganda 1986–97. Oxford / Kampala.
Berntsen, T. A. (2010): Negotiated Identities. The Discourse on the Role of Child Soldiers in the Peace Process in Northern Uganda. In: Mæland, B. (Hrsg.): Culture, Religion, and the Reintegration of Female Child Soldiers in Northern Uganda. New York, 39–56.
Bettelheim, B. (1979): Surviving and Other Essays. New York.
Blattman, C. / Annan, J. (2010): On the Nature and Causes of LRA Abduction. What the Abductees Say. In: Allen, T. / Vlassenroot, K. (Hrsg.): The Lord's Resistance Army. Myth and Reality. London, 132–155.
Bogner, A. / Neubert, D. (2012): Die Komplexität der Akteursfigurationen bei „Konflikttransformation“ und „Postkonflikt“-Prozessen. Beobachtungen am Beispiel Nordghanas und Nordugandas. In: Spreen, D. / Trotha, T. von (Hrsg.): Krieg und Zivilgesellschaft. Berlin, 373–406.
Bogner, A. / Neubert, D. (2013a): Deeskalation (und Eskalation) in gewaltsamen Gruppenkonflikten. Fallstudien aus Uganda und Ghana. In: Heinemann-Grüder, A. / Bauer, I. (Hrsg.): Zivile Konfliktbearbeitung. Vom Anspruch zur Wirklichkeit. Opladen, 153–170.
Bogner, A. / Neubert, D. (2013b): Negotiated Peace, Denied Justice? The Case of West Nile (Northern Uganda). In: Africa Spectrum, 48 (3), 55–84. Online: http://journals.sub.uni-hamburg.de/giga/afsp/article/view/676/674 [Letzter Zugriff: 24.04.2018].
Bogner, A. / Rosenthal, G. (2012): Die „unerzählten“ Geschichten von Außenseitern und deren Relevanz für die Analyse von (Post-)Konfliktfigurationen. Interviews mit Opfern kollektiver Gewalt in Norduganda (West Nile). In: Sociologus, 62 (2), 115–141.
Bogner, A. / Rosenthal, G. (2016): Rebellen in Norduganda nach der Rückkehr ins zivile Leben. Zwischen einem starken Wir-Bild und dem Erleben von Isolation und Diskriminierung. In: Leviathan, 44 (1), 126–154.
Bogner, A. / Rosenthal, G. / Schmiereck, J. (2017): Familial and Life (Hi)Stories of Former Child-Soldiers of the LRA in Northern Uganda. In: Rosenthal, G. / Bogner, A. (Hrsg.): Biographies in the Global South. Frankfurt a. M., 50–102.

Branch, A. (2010): Exploring the Roots of LRA Violence. Political Crisis and Ethnic Politics in Acholiland. In: Allen, T. / Vlassenroot, K. (Hrsg.): The Lord's Resistance Army. Myth and Reality. London, 25–44.
Branch, A. (2011): Displacing Human Rights. War and Intervention in Northern Uganda. Oxford.
Buckley-Zistel, S. (2008): Conflict Transformation and Social Change in Uganda. Remembering After Violence. Basingstoke / New York.
Conteh-Morgan, E. (2013): Child Soldiers and Irregular Warfare. Implications for Peacebuilding. In: Africa Peace and Conflict Journal, 6 (3), 1–11.
Doom, R. / Vlassenroot, K. (1999): Kony's Message. A New Koine? The Lord's Resistance Army in Northern Uganda. In: African Affairs, 98 (390), 5–36.
Dunning, E. / Mennell, S. (1998): Elias on Germany, Nazism and the Holocaust. On the Balance between „Civilizing“ and „Decivilizing“ Trends in the Social Development of Western Europe. In: The British Journal of Sociology, 49 (3), 339–357.
Eckert, F. (2010): Kontinuität trotz Brüchen. Kriegerische Identität am Rande Ugandas im langen 20. Jahrhundert. Unveröffentlichte Masterarbeit, Universität Bayreuth.
Elwert, G. (1997): Gewaltmärkte. Beobachtungen zur Zweckrationalität der Gewalt. In: Trotha, T. von (Hrsg.): Soziologie der Gewalt. Opladen, 86–101.
Finnström, S. (2008): Living with Bad Surroundings. War, History, and Everyday Moments in Northern Uganda. Durham / London.
Finnström, S. (2012): KONY 2012, Military Humanitarianism, and the Magic of Occult Economies. In: Africa Spectrum, 47 (2–3), 127–135.
Freud, A. (1936 / 1997): Das Ich und die Abwehrmechanismen. Frankfurt a. M.
Grubrich-Simitis, I. (1979): Extremtraumatisierung als kumulatives Trauma. In: Psyche. Zeitschrift für Psychoanalyse, 33 (11), 991–1023.
Hollander, T. (2010): The Blessing of Survival. Challenges and Opportunities in the Reintegration of Female Child Soldiers, Abused and Impregnated in LRA Captivity. Saarbrücken.
Honwana, A. (2006): Child Soldiers in Africa. Philadelphia.
Jagielski, W. (2010): Wanderer der Nacht. Eine Reportage. Berlin.
Jørgensen, J. J. (1981): Uganda. A Modern History. Croom Helm.
Kagoro, J. (2015): Militarization in Post-1986 Uganda. Politics, Military and Society Interpretation. Münster.
Kallmeyer, W. / Schütze, F. (1977): Zur Konstitution von Kommunikationsschemata. In: Wegner, D. (Hrsg.): Gesprächsanalyse. Hamburg, 159–274.
Kasozi, A. B. K. (1994): The Social Origins of Violence in Uganda 1964–1985. Montreal.
Keilson, H. (1979): Sequentielle Traumatisierung bei Kindern. Deskriptiv-klinische und quantifizierend-statistische follow-up Untersuchung zum Schicksal der jüdischen Kriegswaisen in den Niederlanden. Stuttgart.
Klein, T. (2009): Alafia. Globale und lokale Medizinen in Benin. Berlin.

Koloma Beck, T. / Schlichte, K. (2014): Theorien der Gewalt zur Einführung. Hamburg.
Kuzmics, H. / Haring, S. A. (2013): Emotion, Habitus und Erster Weltkrieg. Soziologische Studien zum militärischen Untergang der Habsburger Monarchie. Göttingen.
Lakeberg Dridi, B. A. (2004): Child-Soldier Rehabilitation and Reintegration Programs. Effective Antidotes to War? In: Nhema, A. G. (Hrsg.): The Quest for Peace in Africa. Transformations, Democracy and Public Policy. Utrecht, 123–156.
Lamwaka, C. (2016): The Raging Storm. A Reporter's Inside Account of the Northern Uganda War 1986–2005. Edited by R. R. Atkinson. Kampala.
Lederach, J. P. (1995): Conflict Transformation in Protracted internal Conflicts. The Case for a Comprehensive Network. In: Rupesinghe, K. (Hrsg.): Conflict Transformation. New York, 201–222.
Leopold, M. (2005): Inside West Nile. Violence, History & Representation on an African Frontier. Oxford.
Lewin, K. ([1927] 1967): Gesetz und Experiment in der Psychologie. Darmstadt.
Lorschiedter, A. / Bannink-Mbazzi, F. (2012): Support to the Education and Livelihoods of War-Affected Children and Youth in Northern Uganda. In: Derulyn, I. / Mels, C. / Parmentier, S. / Vandenhole, W. (Hrsg.): Remember. Rehabilitation, Reintegration and Reconciliation of War-Affected Children. Cambridge, 243–262.
Lynn, S. J. / Rhue, J. W. (1994): Dissociation. Clinical and Theoretical Perspectives. New York / London.
Matthes, J. (1985): Zur transkulturellen Relativität erzählanalytischer Verfahren in der empirischen Sozialforschung. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 37, 310–326.
Mazrui, A. A. (1977): Armed Kinsmen and the Origins of the State. In: Mazrui, A. A. (Hrsg.): The Warrior Tradition in Modern Africa. Leiden, 7–19.
Mergelsberg, B. (2010): Between Two Worlds. Former LRA Soldiers in Northern Uganda. In: Allen, T. / Vlassenroot, K. (Hrsg.): The Lord's Resistance Army. Myth and Reality. London, 156–176.
Mischnick, R. / Bauer, I. (2009): Yumbe Peace Process. 2009 Report. Kampala.
Mutibwa, P. M. (1992): Uganda since Independence. A Story of Unfulfilled Hopes. Kampala.
Mutibwa, P. M. (2016): A History of Uganda. The First 100 Years 1894–1995. Kampala.
Niederland, W. G. (1980): Folgen der Verfolgung. Das Überlebenden-Syndrom. Seelenmord. Frankfurt a. M.
Odora, S. (2016): Coping with the Aftermath of the LRA War. Interpersonal Psycho-therapy for Group (ipt-g) Restores Hope for Returnees. In: World Vision Uganda, 16.03.2016. Online: https://www.wvi.org/article/coping-aftermath-lra-war [Letzter Zugriff: 24.04.2018].

Oloya, O. (2013): Child to Soldier. Stories from Joseph Kony's Lord's Resistance Army. Toronto.
Overkamp, B. (2002): Erfolgreiche Diagnostik dissoziativer Symptome und Störungen. Ein Überblick. In: Sachsse, U. / Özkan, I / Streeck-Fischer, A. (Hrsg.): Traumatherapie. Was ist erfolgreich. Göttingen, 13–27.
Peters, K. (2005): Reintegrating Young Ex-Combatants in Sierra Leone. Accomodation Indigenous and Wartime Value Systems. In: Abbink, J. / Kessel, I. van (Hrsg.): Vanguard or Vandals? Youth, Politics and Conflict in Africa. Leiden, 276–296.
Pham, P. / Vinck, P. / Stover, E. / Moss, A. / Wierda, M. / Bailey, R. (2007): When the War Ends. A Population-Based Survey on Attitudes about Peace, Justice, and Social Reconstruction in Northern Uganda. December 2007, o.O.: Human Rights Center, University of California, Berkeley / Payson Center for International Development, Tulane University / International Center for Transitional Justice. Online: https://www.law.berkeley.edu/files/HRC/Publications_When-the-War-Ends_12-2007.pdf [Letzter Zugriff: 24.04.2018].
Pham, P. / Vinck, P. (2010): Transitioning to Peace. A Population-Based Survey on Attitudes about Social Reconstruction and Justice in Northern Uganda. Berkeley.
Pirouet, M. L. (1995): Historical Dictionary of Uganda. Metuchen.
Podszun, L. (2011): Does Development Aid Affect Conflict Ripeness? The Theory of Ripeness and its Applicability in the Context of Development Aid. Wiesbaden.
Popitz, H. (1968): Prozesse der Machtbildung. Tübingen.
Prunier, G. (2004): Rebel Movements and Proxy Warfare. Uganda, Sudan and the Congo (1986–99). In: African Affairs, 103 (412), 359–383.
Putnam, F. W. (1997): Dissociation in Children and Adolescents. A Developmental Perspective. New York.
Reddemann, L. (2001): Imagination als heilsame Kraft. Zur Behandlung von Traumafolgen mit ressourcenorientierten Verfahren. Stuttgart.
Refugee Law Project (Hrsg.) (2004): Negotiating Peace. Resolution of Conflicts in Uganda's West Nile Region. In: Refugee Law Project Working Paper No. 12, 04.05.2011. Online: https://www.refugeelawproject.org/files/working_papers/RLP.WP12.pdf [Letzter Zugriff: 24.04.2018].
Reichertz, J. (1986): Probleme qualitativer Sozialforschung. Zur Entwicklungsgeschichte der Objektiven Hermeneutik. Frankfurt a. M.
Reid, R. (2017): A History of Modern Uganda. Cambridge.
Rice, A. (2009): The Teeth may Smile but the Heart Does Not Forget. Murder and Memory in Uganda. New York.
Rosenthal, G. (1995): Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen. Frankfurt a. M.

Rosenthal, G. (2002): Biographisch-narrative Gesprächsführung: Zu den Bedingungen heilsamen Erzählens im Forschungs- und Beratungskontext. In: Psychotherapie und Sozialwissenschaften. Zeitschrift für qualitative Forschung, 4 (3), 204–227.

Rosenthal, G. (2015): Interpretative Sozialforschung. Eine Einführung. Aktualisierte und ergänzte 5. Auflage, Weinheim.

Rosenthal, G. (2016): Die Erforschung kollektiver und individueller Dynamik. Zu einer historisch und prozess-soziologisch orientierten interpretativen Sozialforschung. In: Forum Qualitative Sozialforschung, 17 (2), Artikel 13. Doi: 10.17169/fqs-17.2.2614.

Rosenthal, G. / Bahl, E. / Worm, A. (2016): IIlegalisierte Migrationsverläufe aus biografietheoretischer und figurationssoziologischer Perspektive: die Landgrenze zwischen Spanien und Marokko. In: Forum Qualitative Sozialforschung, 17 (2), Artikel 12. Doi: 10.17169/fqs-17.3.2686.

Schlichte, K. (2005): Was kommt nach dem Staatszerfall? Die Gewaltordnungen in Uganda seit 1986. In: Afrika Spectrum, 39 (1), 83–113.

Schomerus, M. (2007): The Lord's Resistance Army in Sudan. A History and Overview. In: Small Arms Survey, Graduate Institute of International Studies, HSBA Working Paper 8. Geneva.

Schubert, F. (2008): Die kolonialen Wurzeln nachkolonialer Gewalt. Die Entstehung von Martial Tribes und politischer Ethnizität in Uganda. In: Archiv für Sozialgeschichte, 48, 275–294.

Schütz, A. (1972): Der Fremde. Ein sozialpsychologischer Versuch. In: Schütz, A.: Gesammelte Aufsätze, Band 2. Den Haag, 53–69.

Schütze, F. (1977): Die Technik des narrativen Interviews in Interaktionsfeldstudien. Arbeitsberichte und Forschungsmaterialien Nr. 1 der Universität Bielefeld, Fakultät für Soziologie. Bielefeld.

Schütze, F. (1983): Biographieforschung und narratives Interview. In: Neue Praxis, 3, 283–293.

Schütze, F. (2008): Biography Analysis on the Empirical Base of Autobiographical Narratives. How to Analyse Autobiographical Narrative Interviews – Part one and two. In: European Studies on Inequalities and Social Cohesion (1/2), 153–242, 243–298; (3/4), 6–77.

Senghaas, D. (1994): Wohin driftet die Welt? Über die Zukunft friedlicher Koexistenz. Frankfurt a. M.

Streeck-Fischer, A. (2014): Trauma und Entwicklung. Folgen in der Adoleszenz. 3. Auflage, Stuttgart.

Summers, C. (2015): Uganda Politics World War II. In: Byfield, J. A. / Brown, C. A. / Parsons, T.(Hrsg.): Africa and World War II. Cambridge, 489–498.

Swaan, A. de (1997): Widening Circles of Disidentification. On the Psycho- and Sociogenesis of the Hatred of Distant Strangers. Reflections on Rwanda. In: Theory, Culture & Society, 14 (2), 105–122.

Terr, L. C. (1991): Childhood Traumas. An Outline and Overview. In: American Journal of Psychiatry, 148 (1), 10–20.
Titeca, K. (2010): The Spiritual Order of the LRA. In: Allen, T. / Vlassenroot, K. (Hrsg.): The Lord's Resistance Army. Myth and Reality. London, 59–73.
Unicef (2009): Promoting Quality Education for Orphans and Vulnerable Children. A Sourcebook of Programme Experiences in Eastern and Southern Africa. Online: https://www.unicef.org/swaziland/SWL_resources_qualityeducationovc.pdf [Letzter Zugriff: 24.04.2018].
Van Acker, F. (2004): Uganda and the Lord's Resistance Army. The New Order No One Ordered. In: African Affairs, 103 (412), 335–357.
Von Hinckeldey, S. / Fischer, G. (2002): Psychotraumatologie der Gedächtnisleistung. Diagnostik, Begutachtung und Therapie traumatischer Erinnerungen. München.
Vorhölter, J. (2014): Youth at the Crossroads. Discourses on Socio-Cultural Change in Post-War Northern Uganda. Göttingen.
Wernet, A. (2000): Einführung in die Interpretationstechnik der Objektiven Hermeneutik. Wiesbaden.

Transkriptionszeichen

,	kurzes Absetzen
(4)	Dauer der Pause in Sekunden
Ja:	Dehnung eines Vokals
((lachend))	Kommentar der Transkribierenden
/	Einsetzen des kommentierten Phänomens
nein	betont
NEIN	laut
viel-	Abbruch eines Wortes oder einer Äußerung
‘nein’	leise
( )	Inhalt der Äußerung ist unverständlich; Länge der Klammer entspricht etwa der Dauer der Äußerung
(sagte er)	unsichere Transkription
Ja=ja	schneller Anschluss
ja so war nein ich	gleichzeitiges Sprechen ab „so“

(Aus: Gabriele Rosenthal, 2015: Interpretative Sozialforschung. Eine Einführung. Weinheim und München)

Lange vor „IS“ und „Boko Haram“ galt die messianisch-christliche „Lord's Resistance Army“ (LRA) in Uganda als die vielleicht brutalste Rebellengruppe Afrikas oder der Welt – und als eine, die sich sehr klar auf die Entführung, „Rekrutierung“ und den Einsatz Minderjähriger als KämpferInnen spezialisiert hat. Dieses Buch zeigt die Erkenntnisse eines Forschungsprojekts über ehemalige KindersoldatInnen in Norduganda und ihre „Reintegration“ in den gesellschaftlichen und familialen Alltag nach ihrer Rückkehr ins zivile Leben. Biographische Verläufe von Ex-KindersoldatInnen vor, während und nach der Zeit ihrer Entführung werden vorgestellt. Die AutorInnen untersuchen, wie sie ins zivile Leben zurückfanden, welche Beziehungsstrukturen oder sozialen Figurationen sich danach zwischen ihnen und den ZivilistInnen sowie insbesondere ihren Herkunftsfamilien beobachten lassen und welche alltagsweltlichen Bedingungen einen Übergang ins zivile Leben erleichtern oder erschweren.

Artur Bogner, Dr. der Sozialwissenschaften, war von 2006 bis 2017 Mitarbeiter in Forschungsprojekten über Prozesse der konstruktiven Bearbeitung, Deeskalation und Eskalation von Konflikten im subsaharischen Afrika an der Universität Bayreuth.

Gabriele Rosenthal ist habilitierte Soziologin und seit 2001 Professorin für Qualitative Methoden an der Universität Göttingen, Methodenzentrum Sozialwissenschaften.

Josephine Schmiereck, M.Sc., ist Soziologin und arbeitet seit November 2018 als Beraterin bei der Deutschen Gesellschaft für Internationale Zusammenarbeit (GIZ).

Katharina Teutenberg, M.A., ist Soziologin und arbeitet als Wissenschaftliche Mitarbeiterin im Bereich Interpretative Forschungsmethoden an der Universität Göttingen, Methodenzentrum Sozialwissenschaften.



ISBN: 978-3-86395-377-5
eISSN: 2512-6881

Universitätsverlag Göttingen